DT
566
R37
1917
AFA

SMITHSONIAN
LIBRARIES

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES

Vier Jahre im Grasland von Kamerun

Von A. Wuhrmann

Basel • Verlag der Basler Missionsbuchhandlung • 1917

Eigenthum der Jungfer
des C. V. P. M. Birningen

DT
566
R37
1917
ATA)

Vier Jahre im Grasland von Kamerun

Von
H. Wuhrmann

Anna Rein-Wuhrmann

Jungschar

Basel • Verlag der Basler Missionsbuchhandlung • 1917

Basel Mission Library
Missionsstr. 21
CH-4003 Basel
Switzerland

Buchdruckerei Werner-Niem in Basel.

Meinen Eltern und Freunden.

1. Kapitel.

Hinauf ins Grasland.

Wir hatten eine wunderbare Seereise hinter uns. Die prächtige Henny Woermann hatte uns, von Hamburg auslaufend, sicher und schnell an die Gestade Kameruns gebracht. Das Wetter war während der ganzen Fahrt tadellos gewesen. Wir hatten unterwegs viel gesehen und besonders von der unermesslichen Größe des Weltmeeres tiefe Eindrücke erhalten. Wie war es herrlich, wenn am Abend die Sonne gleich einem Feuerball auf dem Meer auszuruhen schien, wenn das verlöschende Sonnenlicht die zartesten Farben über den Wasserspiegel ausgoß, und wenn die leichten Wellen all die Schönheit und all das Sonnengold in sich aufnahmen. Wie prächtig waren die Nächte, wenn die stille Flut vom sternbesäten Himmel wie umschlossen war. Ruhig fuhr das Schiff dahin, und Dank und Andacht erfüllte das Herz.

Ältere Missionare, die schon öfter die Reise gemacht hatten, wollten Afrika „riechen“, als andere Leute überhaupt noch nichts von einer Küste ahnten; aber jedermann freute sich, als endlich im Osten ein langgestreckter Küstenstreifen sichtbar wurde. Wie war man doch voll Hoffnung, und wie freute man sich, nun das Land erreicht zu haben, in dem man für seinen Gott in besonderer Weise arbeiten wollte. Die ersten Tage, die man in der Küstenstadt zubachte, verflogen wie im Traum. War es Wirklichkeit, daß man unter Palmen wandelte, das Rauschen des Meeres hörte, fremde

Laute vernahm und auf Schritt und Tritt Schwarzen begegnete? Ja freilich war es Wirklichkeit. Das merkten wir, sobald wir eine Arbeit zu verrichten hatten, denn die kleinste Anstrengung trieb uns den Schweiß aus allen Poren. Am dritten Tag nach unserer Landung bekamen wir unsere großen Schiffsboxen zugestellt. Nun mußten wir umpacken. Waren wir doch fürs Grasland bestimmt, und die Reise dorthin war beschwerlich und lang, und alle unsere Habseligkeiten mußten von Trägern hinaufgebracht werden. Das Umpacken war ein Genuß. Wie freute man sich bei diesem Geschäft über manches, das einem schon zu Hause lieb gewesen war und das die Mutter in die große Kiste geschmuggelt hatte. Alles mutete wie ein Stück Heimat an, und man wurde dadurch den Lieben daheim näher gerückt. Da ist ein Buch, das hat man vor einigen Wochen noch in Großvaters Hand gesehen; den Schirm hat die Mutter gestiftet, jene Tasche die Schwester genäht, jenes Bild die Freundin geschenkt. Liebend betrachtet man die Gegenstände und kann sich einer Träne nicht erwehren. Ist das Heimweh?

Unsere Lastenboxen stehen in langer Reihe im Lagerhaus der Basler Missionshandlung. Eine Trägerlast darf höchstens 30 Kilos schwer sein, und unablässig werden die Lasten auf der Wage geprüft, ob sie das erlaubte Gewicht nicht übersteigen. Diese Arbeit nimmt aber nicht alle unsere Zeit in Anspruch. Wir haben noch Muße genug, uns die Stadt und ihre Bewohner anzusehen, und wir tun das mit offenen Augen und mit fröhlichem Herzen. Und dann kommt der Tag, der uns ins unbekannte Land bringen soll. Ein Stück weit geht's per Eisenbahn. Für die 170 Kilometer, die die Kameruner Nordbahn zurückzulegen hat, braucht sie reichlich acht Stunden. Auf dieser Strecke überwindet sie eine Steigung von 880 Meter und fährt oft durch gefährvolles Gelände. Wundervoll ist die Landschaft. Stundenlang fahren wir durch den Urwald. Wir staunen

über seine Pracht und Stille und über die gewaltige Höhe uralter Baumriesen. Schlingpflanzen hängen gleich Seilen von den hohen Stämmen herab und verbinden die Bäume miteinander. Üppige Schmaroher mit großen Blättern wuchern zwischen den weitausladenden Ästen. Engverschlungenes Unterholz macht den Wald zu einem undurchdringlichen Dickicht. Die Sonne wirft helle Lichter auf das glänzende Laub der hohen Bäume. Prächtig winken die roten, gelben und weißen Blüten der Tulpenbäume zu uns herüber, und fröhlich fahren wir in die tropische Pracht hinein. Wir passieren viele Stationen mit fremdklingenden Namen. Ab und zu sehen wir in einer Waldlichtung die rauchschwarzen Hüttlein einer menschlichen Ansiedlung. Hinter schützenden Bananenstauden verborgen gucken Eingeborene, halb neugierig, halb ängstlich hervor und hinüber zum fauchenden Ungetüm, das Waren und Menschen mit sich führt. Einmal, bei einem Halt, sehen wir ein wundervolles Bildchen. Eine hochrote Narzisse steht da und hebt sich leuchtend ab vom saftiggrünen Hintergrund. Da, leise sich wiegend, schaukelt aus dem Waldinnern ein Schmetterling auf die schimmernde Blume zu. Wie Mondschein ist seine Farbe, wie ein Hauch seine Bewegung. Lange schwebt er wie ein blauweißes Flämmchen über der leuchtenden Blume des Urwaldes. Die Bahn fährt über schwindelnd hohe Brücken, und unter uns stürzen rauschende Wasser zu Tale; über bligende Sümpfe ist kunstvoll das Geleise gelegt, und Wasserrosen, von schwirrenden Libellen umgaukelt, grüßen zu uns herüber. Wir fahren steilen, unbewaldeten Bergen entlang, und man wähnt sich für Augenblicke in der Heimat. Und dann fährt der Zug endlich in den Bahnhof von Nkongsamba ein, und wir verlassen den Wagen mit dem Bewußtsein, daß wir nun für lange Zeit keine Bahn mehr sehen werden. In Nkongsamba finden wir unsere Träger und Reittiere, die man uns aus dem Innern entgegengeschickt hat, und die

nun unsere Habseligkeiten und uns selbst ins Grasland hinauf tragen sollen.

Eine Reise ins Innere von Kamerun ist eine recht umständliche Sache, und wer ein verwöhntes oder ein ängstliches Menschenkind ist, wird daran nicht viel Vergnügen finden, sondern sich über viel zu beschweren haben. Bevor man eine solche Reise antritt, muß man an vielerlei denken. Vor allem darf man nichts von dem vergessen, was man zum Leben unumgänglich braucht, denn unterwegs passiert man keine Städte, wo sich Laden an Laden reiht, nicht einmal Dörfer mit „Handlungen“, in denen alles zu haben ist. Man nimmt sein Bett, Koch- und Eßgeschirr mit, Proviant und Kleider für etwa zehn Tage. Man muß an Krankheiten und Verletzungen denken, und Medizinen und Verbandstoff mit sich führen. Schnell bricht in Kamerun die Nacht herein, und man braucht eine Laterne, aber dann ja das Petroleum und die Streichhölzer nicht vergessen! Ab und zu bleibt man auch an einem Strauch hängen und richtet sein Reisekleid übel zu; darum darf man das Nähzeug nicht so verpacken, daß man es nicht mehr findet. Unsere zahlreichen Träger gehen noch einmal so rasch, wenn sie unterwegs ein Pfeiflein rauchen dürfen. Darum tut jeder Reisende gut, wenn er ein gehöriges Quantum Tabak und weiße Tonpfeifchen mit sich nimmt, die oft Wunder wirken und den todmüden Mann zum flinken Läufer machen. — Aber man darf sich auf einer solchen Reise auch nicht über alles ärgern. Das ist freilich manchmal eine schwere Kunst, aber wenn man sie erlernt hat, reist man noch einmal so leicht. Man darf sich nicht ärgern, wenn einem des Nachts der Regen durchs schlechte Grasdach aufs Bett tropft. Man spannt dann eben sein großes Regendach auf, oder rückt das Feldbett an eine sichere Stelle. Man muß es auch lernen, kühl zu bleiben, wenn das Feldbett, in der Eile schlecht aufgeschlagen,

mitten in der Nacht zusammenkracht, und man aus süßen Träumen aufgeschreckt wird und mit dem harten Lehm Boden des Unterkunfts Hauses unliebsame Bekanntschaft macht. Endlich kommt dann der Tag, und der Reisende wappne sich mit Geduld gegen alle die Ärgernisse, die ihm von Trägern und Hausbuben in ausgiebiger Weise bereitet werden. Dort zanken sich zwei Träger um eine Last. Sie ist vielleicht um ein Pfündlein leichter, oder um zehn Zentimeter kürzer als eine andere, und jeder der beiden Männer möchte sie für sich haben, und deswegen geraten sie sich in die Haare. Und drüben beim Haus, das für diese Nacht als Pferdestall gedient hat, stehen die Pferdejungen, müßig und faul, und kein Pferd ist gesattelt und in fünf Minuten soll Aufbruch sein. Und der Häuptling, in dessen Dorf wir übernachtet haben, kommt noch angerannt, zählt an den Fingern her, was wir an Lebensmitteln alles gebraucht haben, und will außer der üblichen Bezahlung noch ein feines Geschenk. Alle diese kleinen Zwischenfälle halten auf. — Aber auch ängstlich darf man nicht sein, denn es kommt nicht selten vor, daß einem des Nachts ein erschrecktes Mäuslein übers Gesicht springt. Mäuse und Ratten sind ja in Kamerun echte und rechte Haustierchen. Aber wenn beim ersten Morgengrauen eine fliehende Antilope durchs Unterkunfts Dorf rast, und ihr ein mächtiger Leopard auf dem Fuße folgt, dann kann einem das Blut in den Adern erstarren und man leidet mit der Kreatur, die so dem Starken zum Opfer fällt. Oft fällt es auch dem gutgenährten Reittier ein, auf ebenem Wege einen fröhlichen Galopp anzuschlagen. Wehe dann dem Reiter, wenn er des Reitens noch ungewohnt, die Zügel fahren läßt und dem Pferdchen nicht zeigen kann, wer Meister ist.

Nun die Landreise selbst. Ein Tag gleicht dem andern. Jeden Morgen brechen wir früh um 5 Uhr auf. Gewöhnlich schicken wir die Träger, deren Lasten für die Reise entbehrliche Sachen enthalten,

voraus und behalten nur diejenigen mit uns, die unsere Betten, Eßkisten, Geschirrkisten und Kleiderkoffer tragen. Pferdejungen und Hausbuben bleiben natürlich auch in erreichbarer Nähe. Gerne geht man am frühen Morgen ein bis zwei Stunden zu Fuß, denn es ist empfindlich kalt, und nasse Nebel hängen sich ins Haar und in die Kleider. Nach zweistündigem, strammem Marsche erreichen wir das erste Rasthaus. Dieses ist ein Gehöfte, wie sie an den meisten Regierungsstraßen in Kamerun zu finden sind. Die Regierung erstellt sie in Abständen von zwei bis drei Stunden. Diese Gehöfte sind alle ähnlich gebaut. Ein großes Europäerhaus mit zwei bis drei Räumen und einer breiten Halle steht am Ende eines langen Hofes, der rings von Trägerhäusern eingeschlossen ist. Diese Trägerhütten sind äußerst primitiv. Da ist weiter nichts zu sehen als die kahlen Wände und mitten auf dem Boden drei ziemlich große Steine, die als Herd dienen. Im ersten Rasthaus machen wir nur kurzen Halt, füttern und tränken die Pferde, lassen die Träger ein wenig ruhen und genießen eine Kleinigkeit. Bald geht's dann weiter ins Land hinein. Die Sonne scheint warm, und man ist froh, daß man das gute und getreue Kößlein zur Verfügung hat. Am frühen Morgen haben unsere Träger noch ab und zu laut und fröhlich gesungen, jetzt, da es auf den Mittag geht und die Hitze drückend wird, werden alle, Reisende und Träger, recht still, und langsam und schleppend kommt man vorwärts. Froh und dankbar sind wir, wenn uns der Wald in seine schattige Kühle aufnimmt, und wenn ein Wasserfall, unter dessen stäubendem Sprühregen wir auf schmaler Brücke durchschlüpfen, uns seine erfrischenden Grüße zusendet. Wir treffen nur wenig Menschen; ab und zu einen Regierungsboten, der mit Speeren bewaffnet, rasch an uns vorüberreilt; ab und zu eine Trägerkolonne, die zum Endpunkt der Bahn geht, um Lasten zu holen, und deren

Führer unaufgefordert dem Missionar seinen Ausweis zeigt. Dann und wann begegnen wir auch Arbeitern, die, von der Regierung beauftragt, mit langen, ungefügten Messern die Wege säubern. Im tropischen Klima wird das oft nötig, da Unkraut und Gestrüpp sehr schnell wachsen.

Wir reisen jeden Tag sechs bis sieben Stunden. Wir müssen eben Rücksicht auf unsere Träger nehmen, denn wenn diese sechs Stunden lang ihre schweren Lasten getragen haben, so sind sie reichlich müde. Auch wir sind froh, wenn wir im Lauf des Nachmittags das Unterkunftsgehöfte erreichen. Mit einem Seufzer der Erleichterung legen unsere Träger ihre Lasten in der Halle des Europäerhauses nieder. Fröhlich wiehern die müden Pferde, die nun abgefattelt werden und sich voll Behagen im Staube wälzen. Und nun hebt im Unterkunfts Dorf ein reges Leben an. Die Träger sammeln im nahen Busch Holz für die Zubereitung ihrer einfachen Speisen. Andere gehen zu erfrischendem Bade zum nahen Bach und bringen dann gleich das nötige Wasser zum Kochen mit. Unsere Pferdejungen gehen, um Gras für die Pferde zu schlagen, und die Hausbuben mühen sich ab, mit feuchtem Holz ein Feuerlein anzufachen, damit wir unsern Tee brauen können. Wir Europäer sehen uns unterdessen im „Palast“ um: die Halle machen wir zu unserm Speisesaal und in den beiden andern Räumen stellen wir unsere Feldbetten auf. Die Schiffsboxen, die bei den Mahlzeiten aufeinander gestellt, als Tisch dienen, funktionieren auch als Waschtisch und als Stühle. Nach und nach kommen unsere Träger von ihren verschiedenen Gängen zurück, und bald knistern in allen Trägerhütten die Feuer, und schwächende und lachende Menschen sitzen darum herum und lassen sich nach schwerem Tagewerk ihre Maiskolben, Erdnüsse und Nährbananen königlich munden. Ein Festtag ist's für unsere

Leute, wenn ein Europäer, der mit der Flinte umzugehen weiß, einen Vogel, einen Affen oder eine Antilope erlegt hat. Wenn das Fleisch verteilt wird, strecken die Träger gierig die Hände nach dem für sie bestimmten Stück, und die schwarzen Augen

Naht im Walde.

funkeln vor Freude über den unerwarteten Leckerbissen. Sobald es dunkel ist, sucht die müde Reisegesellschaft die Ruhe auf. Nach und nach verlöschen die Feuer, nach und nach verstummt das Plaudern und das Lachen der Träger. Neben der verglimmenden Glut strecken sich die Müden auf den Lehm Boden aus, hüllen sich vielleicht noch, zum

Schutz gegen die Kälte der Nacht, in eine alte, verschliffene Pferde-
decke, und bald liegen sie in tiefem Schlaf. Wir Europäer machen
noch eine Runde durch das Gehöfte, gucken in die Häuser der Träger
hinein und schauen nach den Pferden, die mit zufriedennem Wiehern
den Besuch ihrer Reiter begrüßen, oder auch, auf der Erde fest schlaf-
end, unsere Inspektion gar nicht beachten. Dann, wenn alles still und
in Ordnung ist, sitzen wir beim Schein einer rauchenden Stallaterne
noch eine Viertelstunde beisammen, danken dem treuen Gott für
seine gnädige Bewahrung in den mancherlei Gefahren der Reise,
bitten um Schutz für die Nacht, und bald hat erquickender Schlaf
auch uns fest in seine Arme genommen.

Nach drei strammen Marschtagen erreichen wir die hochge-
legene Militärstation Dschang. Den kühlen Wald haben wir weit
zurückgelassen und wandern jetzt im Grasland. So weit das
Auge reicht, auf Höhen und in Tälern, an Abhängen und in
Ebenen ist nur Gras zu sehen. Aber nicht das feine, zarte,
saftiggrüne Gras der heimatlichen Wiesen, sondern ein zähes, dick-
stieliges, rauhbältriges Gras, das gewöhnlich manns hoch ist, und
sogar manchmal eine Höhe von 4—6 Meter erreicht. Nur
selten erblickt man am Rande dieses unendlichen Grasmeeres
ein verkommenes Blümlein von blaßem Gelb oder von mattem
Violett; aber oft fliegt vor dem Reisenden ein erschreckter Vogel
auf, um in dem wallenden Meer von Gras beruhigt unterzu-
tauchen; oder man hört den bellenden Ruf einer großen Antilope
und sieht auf dem Wege die mächtigen Fußspuren von Elefanten,
die das hohe Gras zu ihrem Revier erkoren haben. An den zahl-
reichen Wasserläufen haben sich die letzten Urwaldriesen freilich nicht
vertreiben lassen, und man freut sich, daß man an Flüssen und
Strömen noch einige schattenspendende Bäume findet.

Das Überschreiten der Gewässer macht immer einige Schwierig-

keiten, weniger für die Träger und für die Europäer, als für unsere wasserscheuen Pferde. Ist über einen Fluß eine Hängebrücke an zwei starken Bäumen angebracht, so marschirt man in dem schwanken Steg wie in einer engmaschigen Hängematte ans jenseitige Ufer. Für die Tiere freilich führt der Weg nur durchs Wasser. Da wird dem Pferd ein Seil, das länger ist, als der Fluß breit, um den Hals gebunden. Ein Eingeborener, des Schwimmens kundig, faßt das Seilende mit den Zähnen und schwimmt hinüber. Nun zieht er mit aller Kraft an dem Seil, daß das sich sträubende Pferd, von einem Knechtlein noch gestoßen, hinein muß in die Flut. Es geht immer ein erlösendes Aufatmen durch den ganzen Zug, wenn vom Troß niemand mehr sich an dem jenseitigen Ufer befindet.

Endlich, nach acht langen Reisetagen, gelangen wir an die Grenze des Bamumlandes. Diese Grenze wird durch einen mächtigen Strom, den Nun, gebildet, und wir freuen uns auf den folgenden Tag, der uns hinüber, ins Land unserer Bestimmung bringen soll. Dichter Nebel liegt am folgenden Morgen über dem Strom, und es ist empfindlich kalt. Auf unsern Ruf, der mehrfach ungehört verhallt, kommen endlich Männer mit Flößen heran. Kunstvoll sind die Fahrzeuge aus Schichten von Palmrippen zusammengesügt und leicht gleiten sie über das still dahinfließende Wasser. Jetzt verteilt sich der Nebel, leuchtend bricht die liebe Sonne durch den dichten Schleier, und jetzt sind wir auf Bamums Erde. Noch zwei Tage haben wir zu reisen, bis wir in der Haupt- und Residenzstadt Fumban ankommen; zwei Tage, die durch öde, unbewohnte Gegenden führen und gar nichts Interessantes bieten. Doch, im letzten Rasthaus, der Abend senkt sich schon hernieder, heißt uns ein schwaches Schwirren hoch in der Luft die Augen nach oben richten. Da zieht ein Schwalbenzug;

ein Gruß aus der Heimat. Dort ist's jetzt Herbst, und die kleinen Sommergäste verlassen die unwirtlichen Gegenden Europas und suchen den warmen Süden auf. Sind sie wohl über unsere Stadt, wohl übers Elternhaus geflogen und haben hinuntergesehen ins Gärtlein hinterm Haus? Ganz warm wird's uns ums Herz, und wir verfolgen mit feuchtem Blick den Vogelzug, bis dieser im Dämmer des Abends verschwindet.

Der letzte Reisetag stellt uns einen Berg von gewaltiger Höhe in den Weg. Wie ein Wandern auf den freien Bergen der lieben Heimat mutet es den Reisenden an, wenn er auf schmalem Zick-Zack-Wege den Gipfel erklimmt. Links rauscht ein Wasserfall, und rechts senkt sich das Gelände tief hinab zur grasbewachsenen Ebene. Kalt bläst der Wind auf der Paßhöhe, wo wir kurze Rast machen und scharfen Auslug halten. Zu unsern Füßen liegt welliges Hügel land, und fern im Norden zeichnen sich lange Baumreihen schwarz vom blassen Horizont ab. Diese Baumreihen behalten wir im Auge, denn es sind die Drazänen, die auf der verfallenden Stadtmauer der alten Königsstadt Jumban üppig wuchern. Noch fünf Stunden anstrengenden Marsches, und wir sind daheim. Wir schreiten rüstig aus, lassen die Träger und den Troß zurück und machen kaum mehr einen Halt. Unablässig führt der Weg durch Täler und über steinige Hügel; aber endlich ist die letzte Höhe erklommen und einige hundert Meter vor uns liegt das Stadttor. Durch die Bäume und durchs Gebüsch schimmern helle Kleider und viele junge Kehlen singen das Lied: „Befiehl du deine Wege.“ Das ist der Willkommgruß der eingeborenen Schülerinnen, die am Stadttor ihre zukünftige Lehrerin erwarten. Und nun gibt's ein Händeschütteln und ein Fragen und ein Staunen. Fremde Laute klingen ans Ohr und viele dunkle Augen liegen fragend und forschend auf dem Antlitz der weißen Frau. Wie

froh und dankbar ist diese für alle gnädige Bewahrung während der langen Reise und für alles Schöne, das sie unterwegs genossen hat. Und dann geht's der neuen Heimat zu.

Mbam.

2. Kapitel.

Land und Leute von Bamum.

Von der hochgelegenen Missionsstation in Fumban hat man alle die fremdartigen Reize einer Graslandgegend und einer Graslandstadt vor sich. Im Norden, Osten und Westen ist der Blick bald gehemmt durch hohe Berge, die wie schützende Wächter um die große Königsstadt gelagert sind. Nach Süden öffnet sich das Land und gewährt einen freien Blick in die grasbewachsenen Ebenen und auf welliges Hügel land, das ganz fern am Horizont in ein mächtiges Gebirge übergeht, dessen spitze Felszacken an hellen Abenden zu uns herüberwinken, wie die lichtübergossenen Bergspitzen der Heimat. Und zu unsern Füßen liegt friedlich die Stadt mit ihren vielen Gehöften, ihren leuchtenden Bananenhainen, ihren Farmen und Maispflanzungen. Die große Stadt, die 18 000 Einwohner zählen soll, liegt ungefähr in der Mitte des Landes. Dieses ist südlich vom Num begrenzt, den wir vor einigen Tagen überschritten haben; die nördliche Grenze bildet der Mbam, ein majestätischer Strom, der an mancher Stelle an den schönen Rhein erinnert. Fumban ist von drei tiefen Gräben umzogen. Der erste liegt unmittelbar um die Stadt, der zweite eine halbe und der dritte eine Stunde davon entfernt. Zwischen dem ersten und zweiten Graben sind sogenannte Wolfsgruben, Gräben von beträchtlicher Tiefe, die das Gelände kreuz und quer durchschneiden und den Zugang zur Stadt schwierig machen können. Über dem innersten

Graben erhebt sich noch heute eine niedere Lehmmauer mit Schießscharten und kleinen, vorgebauten Wachttürmen. Freilich ist nun das alles im Verfall und nur noch ein Denkmal vergangener Zeiten. Die Stadtgräben sind von Gestrüpp überwuchert und ein feines Jagdrevier für den Bamummann, denn Hyänen und Leoparde haben die verlassenen Gräben zu ihrem Zufluchtsort gemacht. Die Stadtmauer, die einmal mit soviel Mühe von Tausenden von Sklaven aufgebaut wurde, sinkt müde in sich zusammen, wie ein Turmwächter, der lange schon vergeblich nach den Feinden Ausschau gehalten hat. Aber früher waren alle diese Mauern, Gräben und Gruben höchst nötig, denn viele Feinde bedrohten die Stadt. Viele gelüstete nach ihrem Reichtum, aber auch der durch die jetzigen Besitzer vertriebene Stamm sehnte sich zurück in seine alte fruchtbare Heimat. Doch nachdem die deutsche Regierung über Kamerun ein Szepter des Friedens streckte, hörte das Kriegsgeheul der Neger auf, und keine giftgetränkten Pfeile schwirrten mehr durch die Luft. Die Wolfsgruben, die sonst mit vergifteten Speerspitzen gespickt waren, sind zum beliebten Tummelplatz unserer braunen Jungen geworden, die da fein Versteckens spielen können und daneben noch Jagd auf allerlei kleines Getier machen.

Jetzt bietet die Stadt ein ungemein friedliches Bild. Die Haupt- und Regierungsstraße führt uns an vielen Gehöften und Gehöftlein vorbei, die in ihren Maispflanzungen und Bananenhainen, oder unter rauschenden Palmen wie im Paradiese stehen. Der Neger hat freilich kein Auge dafür, ob die Lage seines Gehöftes schön sei oder nicht, und wenn man seinen Wohnort der schönen Lage wegen rühmt, dann bekommt man etwa zur Antwort: „Nein, das ist ein häßlicher Platz, auf dem ich wohne, mein Mais wird lange nicht so schön, wie der meines Nachbars.“ Alle Täler unserer Stadt, und es sind deren viele, sind von

größern oder kleinern Wasserläufen durchzogen. An ihren seichten Ufern steht die schaftlose Raphiapalme in großen Mengen. Diese Palme ist für unsere Schwarzen unentbehrlich. Sie liefert das nötige Material zum Hausbau und aus der Blattrippe werden die meisten Geräte hergestellt. Der Bedarf ist freilich in dieser

Haus eines Vornehmen.

Hinsicht kein übermäßig großer. — Weil sich an den sumpfigen Ufern der Flüsse die Stechmücken, diese Quälgeister der Menschheit, ansiedeln, darum bauen die Bamum ihre Wohnungen hinauf auf die Höhen, wo das Wasser schnell abläuft und das Ungeziefer keine Brutstätten hat. Die Gehöfte in Bamum sehen sich recht ähnlich, von dem des mächtigen Häuptlings bis hinunter zum Besitztum des kleinen Mannes. Die Anlage ist dieselbe: das Herrenhaus, am Ende eines breiten Hofes, beherrscht die ganze Nieder-

lassung, und die Frauenhäuser, je nach der Anzahl der Frauen, mehr oder weniger, stehen zu beiden Seiten des Hofes in gerader Reihe. Das Herrenhaus hat drei Räume, einen „Speisesaal“, ein Schlafgemach und ein Badezimmer. Das Frauenhaus hat nur einen Raum, in welchem die Mutter mit ihren Kindern und Mägden, und mit Hühnern, Ziegen und Hunden in schönster Eintracht zusammenwohnt. Jedes Haus hat nur eine kleine Türöffnung, nicht einmal einen Abzug für den Rauch. Die Leute unserer Stadt lieben in ihrem Leben und in ihren Wohnungen eben immer noch die Finsternis mehr denn das Licht.

In Fumban ist nicht nur jeder seines Glückes Schmied, sondern auch der Erbauer seiner Wohnstätte, und auch die Frauen haben einen großen Anteil bei der Entstehung eines Gehöftes. Aus den langen Rippen der Raphiapalme wird das Hausgerippe kunstvoll gefügt. Die nötigen Nägel schnitzt sich der Bamummann aus Holz so, wie er sie gerade braucht, und die Wände bindet er mit langen, schmalen, abgeschälten Rindenstreifen der Palmrippe zusammen. Ein schweres Grasdach krönt den hübschen Bau, und nun kommen die Frauen, bewerfen das Gerippe mit nassem Lehm und streichen ihn glatt. Mitten ins neue Haus hinein kommt noch die Feuerstelle aus Lehm. Sie ist etwa 40 cm hoch und 150 cm lang. Ein starkes Feuer wird mehrere Tage im neuen Haus unterhalten, Lehmwände, Feuerstelle und der festgeklopfte Lehm Boden trocknen rasch, und nun kann das neue Haus „geheiratet“ werden. Das ist immer ein großes Fest. Viele Freunde werden zum Einweihungsschmaus geladen, und sie kommen nicht mit leeren Händen. Sie bringen allerlei Gutes und Nützliches: Stühle aus Palmrippen, Trinkhörner, Wassergefäße, Kürbisflaschen liegen in traulichem Stillleben neben Tabak, Bananen, Mais und Kolanüssen. Meckernde Ziegen und kreischende Hühner machen sich die ausgestreuten Mais-

körner streitig, und die Festversammlung tut sich unterdessen am Palmwein gütlich, der in Strömen fließt. Man bewundert dabei pflichtschuldigst das neue Haus, rühmt die glattgestrichenen Wände und die schöne Feuerstelle, schaut bewundernd auf zum schweren Grasdach und kann sich nicht genug tun in anerkennenden Worten.

Unser Volk ist ein äußerst wohlgebildeter Menschenschlag. Früher, so geht noch die Rede, seien die Bamum ein Geschlecht von Riesen gewesen, mächtig und siegreich im Streit mit allen umliegenden Völkerstämmen. Wir lächeln über diese Behauptung, doch wir müssen zugeben, daß noch jetzt manches unter unserm Stamm „riesenhaft“ ist. Da ist einmal ein unbegrenzter Nationalstolz. Alles, was jenseits der Stammesgrenze liegt, wird mit Verachtung behandelt; alles, was von „draußen“ kommt, ist nicht wert, vom stammreinen Bamum beachtet zu werden. Selbst die Missionare, solange sie die Sprache noch nicht können, sind nicht vollwertig, und das größte Lob, das einem zuteil werden kann, ist: „Nun bist du ein rechter Bamummann, eine rechte Bamumfrau, denn du sprichst unsere Sprache, als seiest du hier geboren.“ Dann finden wir, besonders bei den Vornehmen, Männern und Frauen, eine „riesige“ Gemütlichkeit, die sich bis zur Faulheit steigert. Das Wort: „Zeit ist Geld“, kennt der Bamum nicht. Und er ist höchst erstaunt, wenn er sieht, daß sich der Europäer auf seinen Gängen oder bei seiner Arbeit beeilt. Dann kommt etwa die verwunderte Frage: „Bist du ein Bote des Königs, daß du so springst?“ Gemütlich, gravitätisch und ohne Eile schlendert der Bamum seines Weges. Den feinen, braunen Kopf trägt er recht hoch und voll Selbstbewußtsein blickt er um sich. Ein weißer Turban legt sich in vielen Windungen um den Kopf des vornehmen Mannes, und ein langes, weites Gewand, das bis auf die Füße hinunter reicht, hüllt den wohlgebildeten Körper ein. Der

Reiche geht nie allein aus, er hat immer ein kleines Gefolge bei sich, das ihm die Speere, die Tabakspfeife und die große Kuhhaut nachtragen muß. Diese letztere braucht er als Stuhl, überall wo er sich niederlassen will, sei es im Gehöfte eines Freundes, in der Vorhalle des Häuptlingshofes, oder am Wegrand, wo der Herr, vom langen Marsch ermüdet, sich niederläßt. Die Leute, die den Herrn begleiten, sind Sklaven. Sie haben oft ein wenig beneidenswertes Los, sie sind die Arbeitstiere ihrer Herren und werden oft auch nicht besser behandelt, als irgendein Stücklein Vieh, mit dem der Besitzer willkürlich verfährt. Der Sklave kann von seinem Herrn geschlagen, verschenkt oder verkauft werden, er kann, wenn er es recht versteht, sich aber auch die Gunst seines Meisters erwerben und zu Wohlstand, Besitz und Familie gelangen. Es gibt Sklaven, die haben zehn und mehr Frauen, wohnen in hübschen Gehöften und bebauen ihre ausgedehnten Äcker mit Hilfe anderer Sklaven ihres Herrn.

Der freie Herr, der seine Sklaven alle verkauft hat, oder aus irgendeinem andern Grunde keine mehr hat, macht seine Frauen zum Arbeitstier. Er selbst überanstrengt sich nicht. Er beansprucht für sich die leichten und angenehmen Geschäfte und läßt, was ihn ermüden könnte, auf die schwachen Frauen ab. Sein schönstes Vergnügen ist die Jagd. Die findet während der Trockenzeit statt. Da ist das hohe Gras dürr und man rückt ihm mit Feuer zu Leibe. — Wunder schön sind die Grasbrände, denen in kurzer Zeit große Strecken zum Opfer fallen. Das erschreckte Wild flieht in hellen Scharen aus dem lodernden Feuermeer, um einer neuen Gefahr in die Arme zu laufen, denn die Jäger stehen am einzigen Ausgang mit vergifteten Speeren und Pfeilen bewaffnet, und ganze Rudel von Antilopen und Büffeln werden auf diese Weise zur Strecke gebracht. Das Fleisch wird theils frisch genossen, theils über dem offenen Herdfeuer geräuchert,

bis es einem schwarzen unansehnlichen Klumpen gleicht. So gedörrt, ist es viele Jahre hindurch haltbar.

Auf der Büffeljagd.

Ist der Mann zu Hause, so wird ihm die Zeit nie lang, trotzdem er selten etwas tut. Stundenlang kann er vor seinem Hause sitzen und zusehen wie seine Sprößlinge spielen oder sich zanken, und wie sich seine Frauen mit schwerer Arbeit abmühen.

Ab und zu tut er einen tiefen Zug aus seinem mit Palmwein gefüllten Ruhhorn, das er wie ein kostbares Kleinod zwischen den Fäusten hält, oder er befiehlt, die lange Tonpfeife zu bringen und qualmt ein Weilchen drauflos. Dann und wann unternimmt er einen Gang in die Stadt, besucht einen Freund, oder geht, um den König zu grüßen. Wenn ihn die Lust anwandelt, etwas zu tun, so holt er sein Nähzeug hervor, und man sieht ihn gebeugt über seiner Arbeit sitzen. Er kommt sich überaus wichtig vor, wenn er für sich ein Beinkleid oder für eine seiner Frauen ein Tuch zusammennäht. Die Arbeit geht rasch von statten, denn er macht lange Stiche. Gerne sitzen befreundete Herren zusammen, berichten allerlei aus vergangenen Zeiten oder verkürzen sich die Abende mit Märchenerzählen. Viele dieser Märchen sind recht sinnreich und machen auch dem Europäer Freude. Hier zwei Beispiele:

Gott und der Tod.

Als Gott die Menschen erschaffen hatte, waren sie alle gesund und stark und schön. Gott konnte es nicht begreifen, daß viele von ihnen plötzlich kalt und leblos dalagen und nicht mehr essen und reden konnten. Da traf er eines Tages den Tod an. Er kannte ihn nicht, aber er fragte ihn: „Bist du es, der meine schönen Menschen kalt und leblos macht?“ Der Tod antwortete: „Wenn Gott mit mir an die große Straße kommt, so will ich ihm zeigen, daß ich nicht schuld bin am Tode der Menschen, sondern daß die Leute mich rufen.“ Gott willigte sofort ein und ging mit dem blassen Tod an die große Straße. Der Tod versteckte den Schöpfer hinter einem Bananenhain, setzte sich an den Weg und wartete auf Menschen. Da kam zuerst ein altes, runzliges Weiblein, das trug auf dem Kopf eine große Last Holz, war sehr müde und konnte kaum noch gehen. Neben dem Tod legte es die Bürde

nieder und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ach, wie ist doch das Leben so schwer!“ Kaum gesagt, war sie tot, und der Tod

Alte Sklavin.

sagte zu Gott: „Siehst du nun, daß sie mich gerufen hat?“ Wem das Leben zu schwer ist, der möchte gerne sterben. Dann kam ein alter, halbverhungelter Sklave, der voll Striemen und Wunden war und sich kaum noch schleppen konnte. Er sah den Tod, und in

der Meinung, dieser sei auch ein Mensch, fing er an, ihm sein Leid zu klagen. Zuletzt sagte er seufzend: „Ach, die Toten haben es gut, und das Beste wäre, ich wäre nie geboren.“ Sofort sank auch er hin, tot und leblos, und Gott ging traurig hinweg, weil seine Menschen den Tod riefen, der es doch mit keinem der Menschenkinder gut meint, sondern sie im Totenreich noch mehr quält, als sie hier gequält worden sind.

Kürbisschale und Tongefäß.

Die Kürbisschale und das Tongefäß hatten Freundschaft geschlossen. Eines Tages sagte die Kürbisschale: „Tongefäß, komm, begleite mich.“ Das Tongefäß sagte: „Nein, es ist ein Wasser unterwegs, da kann ich nicht hinüber.“ Die Kürbisschale sagte: „Komm nur, ich helfe dir.“ So gingen die beiden miteinander und kamen zu einem Bach. Es hatte viel geregnet und das Wasser war über die Ufer getreten. Da sagte das Tongefäß: „Was soll ich nun machen?“ Die Kürbisschale antwortete: „Sei nur zufrieden und setze dich auf meinen Rücken, ich trage dich.“ Das Tongefäß setzte sich auf den Rücken der Kürbisschale, diese ließ sich ins Wasser gleiten, schwamm und erreichte das andere Ufer. Als sie drüben waren, fragte die Kürbisschale: „Tongefäß, bist du nun gestorben?“ Das Tongefäß sagte: „Nein,“ und die beiden gingen weiter. Da kamen sie an einen Ort, wo ein Grasbrand war, und auf einmal waren sie von allen Seiten vom Feuer umgeben. Das kam immer näher, und die Kürbisschale fing an zu jammern und sagte: „Tongefäß, ich muß sterben; was soll ich nur machen?“ Das Tongefäß sagte: „Kürbisschale, hast du mir nicht geholfen, als wir durch das Wasser mußten, glaubst du, ich wolle dich nun töten? Komm, krieche in mich hinein, ich decke dich zu, bis das Feuer vorüber ist.“ Die Kürbisschale kroch ins Tongefäß hinein, das Ton-

gefäß deckte sie zu und das Feuer ging prasselnd über das tönernerne Gefäß hinweg. Als das Feuer tot war, sagte das Gefäß zur Schale: „Kürbisschale, bist du nun gestorben?“ Die Kürbisschale sagte: „Nein, ich habe vom Feuer nichts gemerkt.“ — Wäre das Tongefäß ins Wasser gefallen, so wäre es ertrunken. Wäre die Kürbisschale ins Feuer gekommen, so wäre sie verbrannt. Darum, wenn zwei Menschen Freunde sind, so müssen sie einander helfen.“

Angenehme Abwechslungen im täglichen Einerlei unserer Bamumherren bieten die Mahlzeiten. Eigentlich sind es deren täglich nur zwei; aber der Neger kann recht wohl den ganzen Tag essen, wenn er etwas hat, oder wenn er zu einem Schmaus gebeten wird. Die Hauptmahlzeit besteht aus einem dicken Maisbrei, der, in Wasser gekocht, ungesalzen gegessen wird. Dazu kommt gewöhnlich noch ein Gericht aus Makaboblättern, das ähnlich wie Spinat zubereitet wird. Eine sehr stark gepfefferte Brühe aus Palmöl macht aus der einfachen Speise ein lukullisches Mahl, zwar nur für den Gaumen eines Negers. Kann irgendwo irgendein Stücklein Fleisch aufgetrieben werden, und wäre es schon alt und übelriechend, so sind unsere fleischgierigen Leutchen übergelücklich. — Der Herr des Gehöftes nimmt seine Mahlzeiten gewöhnlich allein ein, ab und zu dürfen seine Kinder und Sklaven mithalten, aber es wird ihnen dann besonders serviert, und sie dürfen nicht mit dem Vater aus einer Schüssel essen. Vor Beginn der Mahlzeit wird ein Gefäß mit Wasser herumgeboten, damit man sich erst tüchtig die Hände waschen kann, denn in Bamum lebt man tatsächlich „von der Hand in den Mund“ und bedient sich beim Essen keiner Geräte. Der dicke Maisbrei wird auf einem frischen Bananenblatt serviert, das Gemüse und die Pfefferbrühe im kleinen, rauchschwarzen Tongefäß, in dem sie zubereitet worden sind. Beim Essen setzt man

sich auf den Boden, der Herr auf seine Ruhhaut, die Kinder und Sklaven etwas abseits im Schatten des Hauses in den rötlichen Sand. Die Frauen nehmen ihre Mahlzeiten in ihren Hütten ein und zwar erst, wenn der Herr der Schöpfung gesättigt ist. Es ist unglaublich, was für Mengen so ein gesunder Bamummann bewältigen kann. Ein Vetter unseres Häuptlings war wegen seines guten Appetits sprichwörtlich. Er konnte ohne Mühe auf einmal eine ganze Ziege aufessen und bekam deswegen von seinem königlichen Vetter den schönen Übernamen: „Leopard“.

Nicht jeder kann sich zu seinen Mahlzeiten eine ganze Ziege erlauben, aber es gibt in Feld und Wald, zu Wasser und zu Land noch genug Lebewesen, die, gesotten oder gebraten, die einfache Mahlzeit reichlicher gestalten. Weinake alles, was da krecht und flucht, ist für unser Völklein ein Leckerbissen. Macht die Ameise ihren Brautflug, so wird sie scharenweise abgefangen und bei lebendigem Leibe mit gutem Appetit verzehrt. Zirpt irgendwo, im Gras verborgen, fröhlich eine fette Grille, so wird sie bald von einem Bamumjungen aufgestöbert, gebraten und verspeist. Fliegen die großen Heuschrecken schwirrend durch die Lust, so zieht er, mit kleinem Bogen und spitzen Pfeilen bewaffnet, auf Heuschreckenjagd aus und bringt die noch lebende Beute, herzlos an einen Faden gereicht, fröhlich nach Hause. Raupen und Engerlinge sind in ihren Verstecken nicht sicher, und dem jungen Vöglein droht von roher Knabenhand ein grausamer Tod. Der Fischfang wird eifrig betrieben, und zwar von den Frauen. Ein gifthaltiges Blatt wird zu diesem Zwecke getrocknet und zu Pulver verrieben. Dieses Pulver wird aufs Wasser gestreut. Die Fischlein, die bis jetzt so froh im kühlen Naß sich tummelten, werden von dem Pulver betäubt, schwimmen an die Oberfläche und können nun mühelos gefangen werden. Daß da natürlich auch ganz unbrauch-

bar kleine Fische ihr Leben lassen müssen, macht den Fischerinnen keine Gewissensbisse. Die Fische werden geräuchert und sind so recht lange haltbar.

Manches harmlose Tierlein genießt dann wieder göttliche Verehrung und wird geschont und beinahe liebend gepflegt, oder dann auch wieder entsetzlich gefürchtet. Der kleine, unschuldige Frosch ist die Lieblingsgotttheit der jungen Frau und bringt ihr den Kindersegen ins Haus. Die große, behaarte Erdspinne ist der Prophet, der Zukünftiges voraussagen kann; und fest und zitternd glaubt der Bamum an das Orakel, das aus den Gängen der Spinne herausgelesen wird. Das harmlose Chamäleon, das keinem Menschen ein Leid tun kann, wird wütend verfolgt, und wo es sich blicken läßt, als Vorbote des Todes unbarmherzig umgebracht. Nur so entrinnt man dem Schicksal, das der Todesbote durch sein Erscheinen angesagt hat.

So lebt das Bamumvolk dahin, dem Genuß ergeben und das Schwere mit einem traurigen Fatalismus über sich ergehen lassend. Das Sehnen nach Wahrheit und nach Göttlichem glimmt nur leise und schwach unter dem Schutt von viel Sünde und finstern Heidentum. Aber wir Missionsleute freuen uns doch herzlich, wenn wir von diesem schwachen Glimmen etwas sehen dürfen.

3. Kapitel.

Die Geschichte der Könige von Bamum.

Ein lichter, lieber Frühlingstag war über der hochgelegenen Königsstadt aufgegangen. Der König wurde von einer Erkundungsreise durch sein Land zurück erwartet, und die Kinder hatten gebeten, dem heimkehrenden Fürsten bis zum Stadttore entgegengehen zu dürfen. Wir hatten das gerne erlaubt und waren dann selbst ins Häuptlingsgehöfte gegangen, um den König zu grüßen. Er hatte von seiner langen Reise die beste Laune mitgebracht und war erfreut, ein so reiches, fruchtbares und schönes Land zu besitzen. Und Dankbarkeit gegen seine Ahnen stieg in ihm auf, Dankbarkeit dafür, daß sie ihm dies schöne Land erworben hatten, in welchem er nun im Frieden die Früchte ihrer kriegerischen Arbeit genießt. Von all dem Schönen, das er zu erzählen wußte, spannen seine Fäden zurück ins graue Altertum, und Ndzoja erzählte mit dankbarer Begeisterung von den Vorfahren auf dem Königsthron. „Willst du,“ so sprach er gut gelaunt, „daß ich dir die Grabstätte meiner Väter zeige?“ Natürlich war ich sofort damit einverstanden, mir die Königsgräber von Fumban anzusehen.

Der Häuptling selbst führt mich in einen kleinen Garten, dicht hinter der Audienzhalle, wo er gewöhnlich sitzt. Er, der sonst niemals barfuß geht, läßt seine Sandalen draußen stehen, und er, der sonst niemals das Haupt entblößt, nimmt vor dem Eintritt in

den Garten seinen kunstvoll aufgewundenen Turban ab. Ein Diener öffnet uns mit abgewandtem Antlitz die Pforte zu den stillen Wohnungen, und wir treten lautlos ein. Aus weichem, steinlosem Erdreich erheben sich leuchtende Bananenstauden. Ihre breiten, hellgrünen Blätter schimmern fast durchsichtig in der Sonne und rauschen leise und feierlich im leichten Frühlingswind. Große, unruhige Schattenflecken liegen zwischen hellen Lichtern auf dem weichen Grund. In langer Reihe stehen zwischen den Bananenstauden 15 Basaltsäulen, die Grabmäler der verstorbenen Könige von Bamum. Die Säulen, die am weitesten von der Eingangspforte entfernt stehen, sind ganz verwittert und mit grünlich-grauem Moos, wie mit einem feinen Pelze überzogen. Nur wenig mehr schauen sie über die Erde hervor, denn es sind Jahrhunderte vergangen, seitdem sie gesetzt wurden. Die jüngste Säule ist von allen noch die größte und steht nahe beim Eingang, nur wenige Meter hinter dem Stuhl, auf dem Ndzoja täglich sitzt, Gericht hält und Recht spricht. Es ist gerade so, als ob seine Vorfahren in aller Stille noch dabei sein müßten, wenn Regierungsgeschäfte erledigt werden. Am Fuß der letzten Säule liegen, außer einigen Speerspitzen, eiserne Handschellen, und Ndzoja erzählt mir halblaut, daß diese Handschellen einmal dazu dienten, einem gefangenen auswärtigen Häuptling auf der Reise ins finstere Gefängnis nach Bamum die Hände zu binden. — Die Grabstätte der Bamumkönige hat etwas überaus Feierliches, beinahe Schauerliches. Tanzende Sonnenlichter hüpfen leuchtend von den moosbedeckten Steinen auf den dunkeln, feuchten Grund und erinnern an die wechselvollen Schicksale der Fürsten, die hier ruhen. Die Blätter der Banane rauschen leise ihr Lied vom Erstehen und Vergehen, und die weiche Erde erzählt davon, wie in ihrem Schoße endlich alles zur Ruhe kommt, Haß und Ehrsucht, Macht und Würde, Krieg und Streit. Ndzoja, der Häuptling, steht voll An-

dacht vor den Gräbern seiner Ahnen, und erst als wir wieder draußen sind, erzählt er anregend und lebhaft von

den Königen, die von Rifum kommen.

Rifum, die alte Stadt, liegt drei Tagereisen nordwestlich von Fumban und ist jetzt ein beinahe unbekanntes Negerdorf. Einmal, vor vielen, vielen Jahren sind aus Rifum drei Königsöhne heimlich entflohen und haben sich mit ihren Anhängern hin und her im Land neue Wohnsitze gesucht. Der eine von ihnen ist der Ahne des Königshauses von Bamum, ein mutiger, aber grausamer Neger, dessen Weg zum Königsthron von Fumban über viele Leichen und durch manch abgebranntes Dorf führte. Dieser Mann hieß Nsa're. Noch jetzt wird der Wanderstab, mit dem er einst über die Stammesgrenze kam, sorgsam aufbewahrt und nur am großen Erntefest darf ihn der König benützen. Noch jetzt liegt auf dem Marktplatz ein großer Stein, der als Ziel für einen Wettlauf gesetzt wurde, welchen Nsa're mit einem andern „Thronprätendenten“ machen mußte. Nsa're ging als Sieger aus diesem Wettlauf hervor, und so fiel ihm die Krone von Bamum zu. Als größtes Lob für diesen ersten König erzählt die Königsgeschichte, daß er 17 Fürsten „abbrannte“. Er selbst starb auf einer Reise, die er nach seiner Vaterstadt Rifum unternommen hatte, um dort von seinen zurückgelassenen Habseligkeiten zu holen, was ihm lieb und unentbehrlich schien. Er wurde erkannt und fiel einem wohlgezielten Speerwurf zum Opfer. Einer seiner treuen Begleiter hieb dem erschlagenen König das Haupt ab, floh damit nach Bamum. Über diesem beigesetzten Königshaupte erhebt sich die erste Basaltsäule. — Diesem ersten Bamumkönig folgte eine ganze Reihe von Fürsten, von denen die Geschichte nichts zu berichten weiß, als daß sie viele Grausamkeiten verübten, und daß sie das junge Königreich gegen zahlreiche feindliche Überfälle zu schützen hatten.

Daß auch ein Negerfürst im eigenen Hause Schweres erleben kann, zeigt die traurige Geschichte des Königs Mbuembue. Er war der Sohn eines Fürsten, dessen Regierung ziemlich nichtsagend gewesen sein muß, denn die Geschichte sagt kurz und bündig von ihm: „Er hatte 400 Kinder und starb. Mbuembue, sein Sohn, wurde König.“ Das lange Leben dieses Königs war ein beständiger Kampf mit äußern und innern Feinden. Gegen die Feinde, die von außen kamen, schützte er sich, indem er rings um seine Stadt einen Graben zog, „der keinen Anfang und kein Ende“ hatte und wohl sechs Meter tief war. Dieses Unternehmen des intelligenten Fürsten versetzte die umliegenden Feinde in Staunen, verschaffte dem Bamumvolf großes Ansehen und der Stadt den Ruf, sie sei uneinnehmbar. Aber freilich gegen Aufruhr im Innern konnten Wall und Graben keinen Schutz gewähren. Der König hatte unvorsichtigerweise schon zu seinen Lebzeiten einen Sohn als Nachfolger bestimmt, und das verdroß die Königsfrau Keti, die eines ihrer Kinder gerne einmal auf Bamums Perlenstuhl gesehen hätte. Sie hatte keine Ruhe, bis der giftige Same ihres Hasses in den Herzen vieler Königskinder aufgegangen war, und bis sie einen Håuptlingssohn für ihre ehrgeizigen Pläne gewonnen hatte. Mtupu wurde das willige Werkzeug der grausamen Frau. Mtupu nahm den Schaft einer Banane, wickelte ihn in weiße und gelbe Tücher, wie man es mit Toten macht, und ließ den Königskindern der Gegenpartei sagen, sein Kind sei gestorben und er erwarte alle Verwandten zur Totenklage. Ahnungslos begaben sich die Geladenen ins „Sterbehaus“, um ihr Beileid auszudrücken, und unbarmherzig wurden alle von den treulosen Geschwistern grausam umgebracht. Nur drei kleine Königskinder, die zur Gegenpartei gezählt wurden, enttrannen dem Blutbad, weil sie an jenem Tag zu Besuch bei Verwandten waren. Der alte König hörte das Kriegsgeschrei und vernahm das

Jammern der Sterbenden; er war aber krank und konnte nichts tun. Seine Hofwächter aber machten sich auf, um die erschlagenen Königskinder zu rächen. Keiner der Mörder entkam, auch die aufrührerische Königsfrau wurde getötet und ihr Haupt achtlos unter einen Torbogen geworfen. Nur Utupu hatte fliehen können. Bei einem benachbarten Häuptling fand er Schutz vor der Rache des erzürnten Vaters. Aber sein Aufenthalt wurde verraten, und der Häuptling, der den Aufrührer beherbergte, unter Androhung eines Krieges aufgefordert, den Brudermörder auszuliefern. Als Gefangener kehrte Utupu nach Fumban zurück, und anstatt einer Krone erwartete ihn der Tod. Er wurde an der Stelle enthauptet, wo die Königskinder der Gegenpartei umgebracht worden waren. König Mbuembue war in wenigen Tagen zum „armen Mann“ geworden, denn er hatte nur noch drei Kinder. Er starb an gebrochenem Herzen, und sein kleiner Sohn Gbä'nfom wurde König.

Der Geist des Aufruhrs und der Unbotmäßigkeit hat in den Jahren nach diesem grausamen Prinzenmord noch manchen jungen König um Thron und Leben gebracht. Jahrelang saß auch ein geringer Sklave auf dem Stuhl des Häuptlings, und sogar eine Frau gelangte zur Häuptlingswürde. Schließlich wurde der intelligente Nsa'ngu König. Nsa'ngu, der „Regent der Stadt“ (so heißt sein Name verdeutsch), war ein Nefse des schwergeprüften Königs Mbuembue. Er ergriff die Zügel der Regierung fest und energisch und hob manchen Mißstand, der unter den wechselvollen Schicksalen der Regierung eingerissen war. Er baute das Gehöfte seines Onkels neu auf, denn der Sklavenkönig hatte es zerstören lassen, weil es sich für einen Sklaven nicht schickte, im Hause der Könige zu wohnen. Nsa'ngu legte einen zweiten Graben rings um die Stadt und machte durch tiefe Wolfsgruben den Zugang zur hochgelegenen Feste beinahe unmöglich. Er war ein ruheloser Mensch und beständig

in Kämpfe mit umliegenden Stämmen verwickelt. Unter seiner Regierung kamen die Bamum in den Ruf, ein kriegerisches Volk zu sein, und die vielen Siege, die Nsa'ngu zu verzeichnen hatte, zeugen dafür, daß die Bamumleute mutige Streiter waren. Nsa'ngu, der Häuptling, ist vor ungefähr 35 Jahren im Krieg gegen die

Eingang zum Häuptlingshof.

Banso' gefallen, und jener unheilvolle Tag hat 1500 Bamumkrieger das Leben gekostet. Muß das damals ein grenzenloser Jammer gewesen sein, als ein Eilbote die Kunde von der schweren Niederlage in die Stadt brachte! Zwei Schwestern des erschlagenen Häuptlings und 70 Königsfrauen erhängten sich an den Bäumen der alten Allee, die zum Palaste führt. Die Mutter Nsa'ngus war über die Massen betrübt, denn sie ahnte schweres Unheil. Nsa'ngu

war noch ein junger Mann, als er im Kriege fiel, und wohl nur flüchtig hatte er ab und zu an die Möglichkeit gedacht, jung sterben zu müssen. Beim Auszug an jenem unheilvollen Tage hatte er angedeutet, daß, für den Fall, daß er umkomme, Nzoja, sein kleines Söhnchen, als Erbe des Reiches eingesetzt werden müsse. Nzojas Mutter, Nzab ndu nke, war eine Lieblingsfrau des Häuptlings und stammte aus vornehmerm Geschlecht. Durch den frühen Tod ihres Mannes ließ sie sich nicht allzusehr aus der Fassung bringen, sondern verwandte ihre große Energie darauf, den letzten Wünschen des gefallenen Königs Geltung zu verschaffen und ihren kleinen Sohn auf den Thron zu bringen. Diesem Streben standen die Wünsche mancher andern Königsfrau entgegen, die ihren Sohn auch eines Thrones und einer Krone wert hielt. Es entspann sich nun, wie schon so oft in Bamum, ein grauenvoller Bürgerkrieg, der lange dauerte und erst endete, nachdem viel Blut geflossen war und der kleine Sohn der ehrfürchtigen Nzab ndu nke allgemein als Stammesoberhaupt anerkannt wurde. Nun erfaßte die Mutter die Zügel der Regierung für ihr unmündiges Kind und ihre harte Hand lag schwer auf dem Land. Ihre Schwiegermutter, die Mutter des gefallenen Häuptlings, war ihren Plänen täglich hinderlich, und als sie einmal an Stelle ihres unmündigen Sohnes „Herr im Lande“ war, da ließ sie die alte Frau auf schlaue und grausame Weise beseitigen. Sie schickte ihr zwei Königsboten mit einer Schüssel Maisbrei. In dem dicken Brei steckten zwei Löffel, hergestellt aus einer Kürbisschale, die der Länge nach durchschnitten war. „Kann auch ein Mensch zu gleicher Zeit mit zwei Löffeln essen?“ war die verfängliche Frage der zwei Todesboten. Ahnungslos verneinte die alte Frau. Da hieß es herzlos weiter: „Ebensowenig wie ein Mensch zugleich zwei Löffel gebrauchen kann, kann ein Häuptling zwei Mütter haben.“ Darauf wurde die Mutter des verstorbenen

Häuptlings hinausgeführt und sofort am Türpfosten ihres eigenen Hauses aufgehängt.

Nzoja mag wohl noch recht jung gewesen sein, als er die Zügel der Regierung selbst in die Hand nahm, und es ging wie ein Aufatmen durch das ganze Volk, als die grausame Königin das Regiment ihrem Sohne überlassen mußte. Freilich stand die Mutter ihrem herrschenden Sohn noch treu zur Seite, aber doch war er in manchem Stück milder und gerechter, als die impulsive und grausame Frau, und dieses feinere Empfinden kam selbstverständlich in den Regierungsgeschäften zum Ausdruck.

Nzoja ist keineswegs ein absoluter Herrscher. Ihm zur Seite stehen drei ältere Männer, die Lebenserfahrung haben. Sie tragen den Titel „Königsväter“ und fassen ihre Stellung auch diesem schönen Namen gemäß auf. Der König kann nichts beschließen, ohne den Rat seiner „Väter“ eingeholt zu haben, und was diese verbieten, das läßt der König bleiben. Viele höhere und niedere Beamte umgeben den König, und sein Hofstaat zählt 800 Personen. Der junge Negerkönig ist von unzähligen Schmeichlern umgeben und unter den Höflingen sind wenig treue zu finden. Gleich in den ersten Jahren der selbständigen Herrschaft Nzojas empörte sich einer der Königsväter und ein großer Bürgerkrieg brach aus. Dieser Krieg dauerte zwei Jahre und wurde zugunsten des jungen Königs erst dann entschieden, als das Banjovolk dem bedrängten Häuflein königstreuer Krieger zu Hilfe eilte. Grausam und recht heidnisch ließ man nun der Rache freien Lauf. Der König wollte zwar den Aufrührer begnadigen und ihn nur zum palmweintragenden Sklaven erniedrigen, denn der Mann war doch einmal „Königsvater“ gewesen, und hatte inständig um sein armseliges Leben gebeten. Aber ein unzufriedenes Murren ging durch das schwergeprüfte Volk und die Frage wurde laut: „Ist nicht der Aufrührer schuld an unserem

Unglück. Darf er wirklich noch etwas essen?“ (d. h. darf er noch leben?) Nun hielt es der Häuptling für geraten, der Volksjustiz freien Lauf zu lassen. Grauenhaft büßte der ehemalige „Minister“ seine Untreue. Er wurde in einer Erdvertiefung an einen Pfahl gebunden, mit Pech und Pulver überschüttet und angezündet.

Nicht lange nach diesen Geschichten erfuhr Nzoja, daß der Banjohäuptling Gelüste trage nach dem Besitz der reichen und fruchtbaren Königsstadt Fumban. Gegen einen Überfall des mächtigen und ortskundigen Mohammedanerfürsten suchte der junge König seine Stadt durch Aushebung eines dritten Grabens und durch Auf- führung einer Stadtmauer zu schützen. Der Banjokönig hielt es nun für besser, die Kreise seines mächtigen Nachbars nicht zu stören, und Nzoja atmete erleichtert auf, als er hörte, daß die Banjos Frieden halten wollten. — Ruhig und friedlich lebte nun das Bamumvolf sein kleines Leben, und selten drang eine Kunde von der Außenwelt hinauf in die festverwahrte Graslandstadt.

Ein strahlender Sommertag ist über Fumban aufgegangen und in majestätischer Ruhe verfolgt das leuchtende Himmelsgestirn seine hohe Bahn. Aber in der alten Königsstadt ist es laut, und lärmender Aufruhr schlägt die großen Kriegstrommeln, die auf dem Marktplatz liegen. Eilende Boten sprengen auf schnellen Pferden hin und her und von allen Seiten strömt das Volk herbei, um zu erfahren, wozu der König sie rufe. Die freien Herren drängen sich um ihren Fürsten, und er erzählt ihnen, nicht ohne Aufregung, daß ein fremder Bote eben die Ankunft von „weißen Leuten“ für den folgenden Tag angesagt habe. Die Nachricht schlägt unter dem Volk ein, wie der Blitz aus heiterem Himmel. Man hat auch in Fumban schon von weißen Menschen gehört, und weiß, daß es grausam starke Krieger sind, die auch den sieggewohntesten Volksstamm ohne viel Mühe unterwerfen. Manchen will bei dieser Nach-

richt das Herz entfallen; aber viele Mutige verlangen ungestüm, den weißen Fremdlingen mit der giftgetränkten Waffe entgegengehen zu dürfen. Der kluge Häuptling rät dringend zur Ruhe

Berittener Königsbote.

und will vom Kampfe nichts wissen. „Wo sind die Häuptlinge,“ so fragt er, „die sich hinreißen ließen, den weißen Mann zu bekriegen? Sind sie nicht alle erschlagen oder gefangen und ihre Dörfer abgebrannt? Die Weißen sind weise Leute und sollen meine Freunde

sein.“ Nur wenige stehen nach diesen Worten auf seiner Seite; die große Mehrzahl verlangt den Krieg. Da greift der bedrängte König zu einer List; er verspricht den blutdürstigen Kriegern, mit ihnen in den Kampf gegen die weißen Leute zu ziehen, und fordert sie auf, am folgenden Morgen mit Wehr und Waffen in der „Halle des Kriegsrates“ zu erscheinen. Vollzählig kommen am andern Tag die bewaffneten Männer und freuen sich, auch den Häuptling schon im Kriegsschmuck zu sehen. Er ladet seine Getreuen freundlich ein, sich vor dem Auszug an Speise und Trank gütlich zu tun und, um bequemer zu sitzen, die Waffen in der Halle des Kriegsrates zu lassen. Gerne folgen die Krieger dem voranschreitenden König auf den Marktplatz und freuen sich der Leckerbissen, die der hohe Gastgeber auftragen läßt. Auch dem durststillenden Palmwein wird wacker zugesprochen. Der König bleibt bei den Geladenen, spricht ihnen freundlich zu und es liegt ein froher Glanz auf dem bis dahin sorgenvollen Antlitz. Nun ist die Mahlzeit zu Ende und die Gesättigten begeben sich in die Halle zurück, wo sie ihre Speere, Pfeile, Bogen und Schwerter gelassen haben. Aber die Waffen des kriegslustigen Völkchens sind auf des Königs Geheiß weggenommen worden, und wehrlos stehen die Männer da. Unterdessen sind die Europäer nahe zur Stadt gekommen, der König reitet ihnen entgegen und führt seine „weißen Freunde“ in die Stadt. Diese kommen mit großem Gefolge und jeder Mann trägt ein scharfgeladenes Gewehr. Auf dem Marktplatz steht noch die überlistete Kriegerschar und schaut verwundert zu, wie der deutsche Hauptmann ein Maschinengewehr auffahren läßt. Das ist ein Ding, von dem man in der weltentlegenen Königsstadt noch niemals etwas gehört hat, und neugierig drängt sich alt und jung um dieses Zauberrohr. Auf ein harmloses Ziel werden einige knatternde Schüsse abgegeben, und

im Nu ist die erschreckte Menge vom Schauplatz verschwunden. Der König ist froh, daß er sein Volk durch eine List vor blutiger Niederlage bewahren konnte.

Der alte Torhüter.

Mit dem Einzug der Deutschen im Juli 1902 fängt für die Bamum eine neue Zeit an. Manches Alte muß Neuem Platz machen und auch die Stellung des Königs wird eine andere: er

wird selbst „Untertan“. Am Anfang mag diese Abhängigkeit sowohl vom König als vom Volke schmerzlich empfunden worden sein; aber das Urteil eines alten Mannes wird wohl zutreffen. Der alte Torhüter am Königshofe sagte einmal: „Wir können froh und dankbar sein, daß die Weißen gekommen sind. Früher sah man in unserm Lande keine alten Männer, denn die Besten fielen im Krieg. Jetzt herrscht Friede im Land und wir müssen nicht beständig in Angst leben, daß irgend ein feindlicher Nachbar einen Überfall versuche.“

Der Bamunkönig ist nun, seitdem die Deutschen ins Land kamen, ein Vasall der Weißen, und ihnen, wie andere Negerfürsten auch, zu mancher Dienstleistung verpflichtet. Er muß Steuern bezahlen, Träger stellen, Wege bauen, Grund und Boden hergeben zur Anlage von Europäerstationen und landwirtschaftlichen Versuchsfarmen. Manches alte Recht ist ihm weggenommen worden, so vor allem das, die Todesstrafe zu verhängen. Im übrigen ist Nzoja das Recht der Gerichtsbarkeit geblieben, und niemand tastet die Gesetze des Landes an, solange es menschliche Gesetze sind. Die neue Regierung hat den Eingeborenen viel Gutes gebracht. Jetzt sind die Wege offen vom Tsadsee bis hinunter an die Küste. Gutunterhaltene Regierungsstraßen erleichtern den Verkehr. Produkte des Inlandes werden drunten am Meer umgetauscht gegen Küstenprodukte oder gegen Waren, die aus Europa kommen. Die Regierung hat auch Schulen aufgetan, und der strebsame Neger kann sich da gründlich ausbilden, dann in Regierungsdienste eintreten und irgend ein einträgliches Amt bekleiden als Schreiber, Hilfslehrer, Trägerführer oder als Angestellter eines Kaufmanns. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen die deutschen Offiziere mit ihren eingebornen Soldaten.

So ist in Bamum in den letzten Jahrzehnten vieles anders geworden, aber das Hofleben mutet trotzdem den Fremdling an,

Nzoja, der Häuptling.

wie ein Märchen aus der Kinderzeit. Im Mittelpunkt dieses „Märchens“ steht natürlich Nzoja. Um ihn dreht sich alles. Er ist eine imposante Erscheinung, hochgewachsen und breitschulterig.

Sein scharfgeschnittenes Gesicht zeugt von hoher Intelligenz und sein Auge hat einen scharfen, oft aber auch einen milden und überaus freundlichen Blick. Der Grundzug des königlichen Charakters scheint Güte, Takt und Fröhlichkeit zu sein; aber ein wenig verdorben sind diese prächtigen Eigenschaften durch Gefallsucht, Ehrgeiz und Großtuerei. Der König mag jetzt 37 bis 39 Jahre zählen. Genau weiß er es selbst nicht, denn als ich ihn, kurz nachdem ich nach Bamum gekommen war, einmal fragte, wie alt er sei, da meinte er: „Ich glaube, ich bin 34 Jahre alt.“ Als ich beinahe fünf Jahre später mich zur Heimkehr rüstete und den König wieder nach seinem Alter fragte, da sagte er ganz ernsthaft: „Ich werde wohl etwa 31 Jahre alt sein.“

Die Tage vergehen unserm Häuptling recht arbeitsreich; Regierungsgeschäfte wechseln mit Liebhabereien ab, die aber auch nicht zwecklos sind. Wenn sich der König morgens erhebt, wird auf dem Marktplatz eine große Trommel geschlagen, deren Töne weithin hörbar sind, damit das ganze Volk wisse, daß er wohl und gesund ist. Sobald dieser Ton vernommen wird, klatscht jeder in die Hände; und wo einige Menschen im Gespräch zusammenstehen, da lassen sie für einen Augenblick das Reden sein. Das soll ein Gruß an den Häuptling sein. Nach Toilette und Frühstück begibt sich Nzoja in seine große Audienzhalle und erledigt in Ruhe die Geschäfte, die seine hohe Stellung ihm zuweist. Gewöhnlich sind Wünsche der deutschen Regierung zu befriedigen und manche Stunde am Tag wird durch Gerichtssitzungen ausgefüllt. Elf Richter, alte, erfahrene Männer, unterrichten sich jeweilen über den Fall und tragen ihn dann dem Häuptling vor. Gewöhnlich sind die Angeklagten und die Kläger nicht in der Audienzhalle solange die Sitzung dauert. Erst beim Urteilspruch werden sie hereingeführt. Sie fallen vor dem Häuptling nieder und nehmen

jedes seiner Worte mit unterwürfigem Händeklatschen entgegen. Die Strafen sind oft sehr schwer. Die allergeringste besteht darin, daß dem Schuldigen 25 Peitschenhiebe verabfolgt werden. Gefängnis, Zwangsarbeit, Verbannung und Sklaverei warten auf schwere Verbrecher.

Aufatmend verläßt nach der Gerichtssitzung der Häuptling die Halle, um seiner geliebten Mutter einen Morgenbesuch zu machen. Das freut die alte Frau immer herzlich, und sie nimmt Anteil an allem, was ihren Sohn bewegt. Dann wird etwa der „königlichen Weberei“ oder „Gießerei“ ein Besuch abgestattet, oder der König besichtigt die großen Farbgruben. In der Weberei arbeiten 320 Spinner und Weber, und der König freut sich über die kunstvoll gewebten Stoffstreifen. Hohe Beamte führen hier gute Aufsicht. Oft und gern weilt er auch in seiner eigenen Schule, wo hauptsächlich Kinder ärmerer Leute in der Schrift unterrichtet werden, die Nzoja selbst erfunden hat. — Als die ersten Europäer ins Land kamen, wunderte sich der Häuptling sehr darüber, daß die weißen Leute ihre Gedanken auf das Papier bringen konnten, und er sann Tag und Nacht darüber nach, wie er auch eine Schrift erfinden könnte. Das beschäftigte ihn so sehr, daß er sogar davon träumte. Eines Nachts kam im Traum ein Mann zu ihm und sagte: „Nimm das Blatt einer Banane, o König, und zeichne darauf mit Kohle eine menschliche Hand. Dann wasche die Kohlenzeichnung ab und trinke das Wasser. Wenn du das tust, so wird dir leuchtender Verstand kommen, daß du auch eine Schrift erfinden kannst.“ Der König erzählt gerne diesen seltsamen Traum und behauptet, daß, nachdem er getan habe, wie ihm im Traum befohlen war, ihm Weisheit geschenkt worden sei, die Schrift zu erfinden. Diese Schrift ist ein Durcheinander von 70 Zeichen. Runde und eckige, kurze und lange, kleine und große wechseln

mit einander ab. Sie wird in den königlichen Schulen gelehrt und auch die Beamten der deutschen Regierung haben sie angenommen und lassen durch königliche Schreiber, die auf der Regierungsstation wohnen, dem König ihre Wünsche und Befehle in dieser Schrift übermitteln.

Im August geht Nzoja gewöhnlich auf seine große Farm, die an den stillen Ufern des mächtigen Mbam liegt. Diese Farm ist ein kleines Kunstwerk. Sie ist nach europäischem Muster angelegt. Schnurgerade, breite Wege durchschneiden die ausgedehnten Felder kreuz und quer. Hunderte von Sklaven arbeiten da unter der strengen Aufsicht der einheimischen Vögte. Wie ein weites, vom Winde bewegtes Meer, dehnen sich leuchtende Maisfelder, schneeig entspringt die Baumwolle aus tausend Kapseln und das feurige Rot der reisenden Ananas hebt sich warm von grauem Gestein ab. Leise wiegen und neigen sich die schönen Bananen und rauschend plaudern mächtige Palmen. Über all die tropische Pracht spannt sich ein lichtblauer Himmel und im Hintergrund der Farm steht als treuer und ewiger Wächter der finstere Urwald. Nahe am Ufer des Mbam hat sich der König seinen Sommersitz erbaut. Wie ein Märchenschloß steht das große Gebäude mit seinen Rundbogenfenstern, seinen weiten Hallen und den weißen Veranden am rauschenden Strom. Ein wenig unregelmäßig ist der Bau von den eingebornen Arbeitern ausgeführt worden. Die festen Mauern aus luftgetrockneten Lehmquadern stehen wohl nicht ganz lotrecht da, und das Dach aus Blechziegeln sitzt wie ein schiefes Krönlein oben drauf. Aber so paßt das Schloß ausgezeichnet in die tropische Landschaft hinein, denn noch viel weniger gerade sind die hohen Bäume, die es als lebende Hüter umgeben, und noch viel schiefere sind die weitausladenden Zweige der Urwaldriesen.

Im Dezember kommt Nzoja gewöhnlich nach Fumban zurück. Da freut sich alles, daß wieder Abwechslung ins Einerlei des täglichen Lebens kommt. Auch auf der Missionsstation freuen wir uns, wenn der hohe Herr uns seinen Besuch ansagen läßt. Ein großes Gefolge begleitet den Häuptling. Voran gehen zwei Männer, die den König laut „ehren“, indem sie manchen Namen, der den Charakter des Fürsten näher bezeichnen soll, rufen: „Leopard, Elefant, großer Fels, mächtiger Strom, geschickter Zauberer“. Der Häuptling reitet gewöhnlich ein schönes und kostbares Pferd, und hinter ihm kommen viele Trabanten zu Fuß. Jeder der Männer ist wohlbewaffnet. Blinkende Speere werden wie Ackergerät über der Schulter getragen und am Rücken baumelt ein wohlgefüllter, lederner Köcher. Fest umspannt die sehnige Faust den straffen Bogen, und man wähnt sich beim Anblick der wehrhaften Leute mitten im Krieg. Aber das frohe Geplauder strafft das Auge Lügen, und das fröhliche Lachen, in welches Nzoja herzlich einstimmt, sagt zur Genüge, daß Friede im Lande ist. Auf der Missionsstation lagern sich die Gefolgsmannen malerisch im Grase, während Nzoja seinen Besuch ausführt. Uns ist es jedesmal, als ob ein lieber und getreuer Freund käme. Er hat Vertrauen zu den Missionaren und fragt sie in schwierigen Fällen oft um Rat. Er interessiert sich für die Missionsarbeit und erleichtert uns manche Aufgabe. Oft besucht er die Mädchenschule, wo hauptsächlich seine Töchter unterrichtet werden, und spricht den jungen Mädchen zu, recht fleißig und gehorsam zu sein.

Nzoja hat viel Menschenkenntnis, und sein Urteil ist überraschend und treffend. Er wurde einmal von einem weißen untern Beamten schnöde und unwürdig behandelt. Als ich ihn fragte, was er zu einem solchen Benehmen sage, da meinte er: „Sein Vater war ein Sklave, denn der Sohn eines Freien kann sich

nicht so benehmen.“ — Im Zusammensein mit Nzoja kommt man zu der Überzeugung, daß es dem Neger weder an angeborenem Takt noch an andern guten Eigenschaften fehlt, und man wünscht nur, daß sie sich unter dem Einfluß des Christentums noch besser entfalten.

4. Kapitel.

Die Königin=Mutter.

In der Mädchenschule von Fumban ist Pause. Fröhlich springt die muntere Schar aus dem dumpfen Schulhäuschen, um sich im lieben Sonnenschein zu erwärmen. Man hat sich in der kurzen Pause recht viel und recht wichtige Dinge zu erzählen; deshalb laufen die Plappermäulchen so schnell. Lautes Lachen und fröhliches Schwätzen dringen zu der Lehrerin. Plötzlich wird es ganz still. Die Kinder verschwinden hinter dem Schulhäuschen. Ein Kleines kommt zu mir und sagt leise, als ob's ein Geheimnis wäre: „Du, Mutter, es kommt Besuch, eben wird die Königin=Mutter den Weg heraufgetragen.“ Dann springt auch die kleine Botin, rasch wie ein flüchtendes Mäuschen, wieder davon. Ich trete hinaus an den Weg und warte, um die hohe Frau und ihre Begleiter zu begrüßen. Ein ganzes Gefolge umgibt die Tragbahre der Königin=Mutter. Voran gehen Speer- und Schwertträger, und dann kommt die von starken Sklaven getragene Bahre der Königin=Mutter. Die Männer keuchen schwer unter ihrer kostbaren Last, denn Nzab ndu nke ist eine gewichtige Dame und die „afrikanische Sänfte“ ist auch nicht leicht. Sie ist aus den schönsten und dicksten Palmrippen kunstvoll gefügt und mit kostbaren Stoffen überzogen. Sie hat schöne, geschnitzte Füße, deren Skulpturen verschlungene Schlangen darstellen. Hinter den Trägern gehen schweigsam, in langem Zuge die Lieblingsflavinnen der Königin

und tragen ihr die geliebten Pfeifen, den Tabak und in irdenem Topfe das Feuer nach. Neben der Tragbahre schreitet ein Riese von Gestalt und hält hoch über die sitzende Königin einen aufgespannten Schirm, damit die Sonne sie nicht blende. Und nun

Die Königin-Mutter mit Gefolge.

die Häuptlingsmutter selbst. Ich habe in Kamerun keine schönere Frau gesehen. Sie hat wunderbar feine, ebenmäßige Gesichtszüge, runde kleine Wangen, eine hübsche schmale Nase und einen nur wenig aufgeworfenen Mund, um den leider beinahe immer ein häßlicher, grausamer Zug liegt. Auch das tiefbraune Auge blickt selten warm und freundlich. Der Blick der Negerkönigin ist kalt, stolz und abweisend, und nur der König und die Königskinder sehen ab und zu einen Widerschein wahrer Liebe in den Augen

der hohen Frau. Grausam höhnisch kann sie lachen, wenn ein Mensch, der bei ihr in Ungnade gefallen ist, vom König schwer bestraft wird. Sie kann, wenn z. B. Europäer sie besuchen, wohl von außerordentlicher Höflichkeit sein, aber dem Menschenkenner entgeht es nicht, daß diese Höflichkeit nur Schminke und konventionelle Lüge ist. Sie kann ihre Lieblingsklaven zeitweise mit Geschenken und Ehrungen überschütten, um sie bald bei übler Laune wie ein unbrauchbares Ding wegzuworfen. Und hohnvoll könnte ihr Lachen, als sie hörte, daß eine bestrafte Sklavin sich aus Gram über die Strafe das Leben genommen hatte. — O Königin-Mutter, wo ist deine Seele? Ganz verschüttet ist sie unter dem Wust alter Sitten und Gebräuche, ganz begraben im grausamen Heidentum, beinahe ertränkt in den Strömen von Blut, die du, Grausame, in deinem Leben schon vergossen hast! Wie schön könnte dein wohlgebildetes Antlitz sein, wenn es das Spiegelbild einer schönen Seele wäre!

Nzab ndu nke (lege es auf's Wasser) wurde als Tochter eines Vornehmen in Fumban geboren. Jedenfalls hat ihr Vater sie schon frühe dem Häuptling Nsa'ngu, Nzoja's Vater, geschenkt, und wie sie ihre Stellung zu behaupten wußte, zeigt die Geschichte der Könige von Bamum. Als sie schon ihres stellvertretenden Amtes als Regentin für ihren unmündigen Sohn enthoben war, hielt sie das Volk doch in Atem. Als ich einmal eine Christin nach ihrer Mutter fragte, da sagte die junge Frau traurig: „Die Königin-Mutter hat sie umgebracht.“ Ein Lieblingsklave der Häuptlingsmutter war gestorben, und die Herrin des Verstorbenen bestimmte, daß vier seiner Frauen ihm in den Tod folgen sollten, damit er „im Lande der Verstorbenen“ nicht ohne Frauen sei. Zitternd kamen die todgeweihten Weiblein vor die Königin, und da zeigte es sich, daß eine der vier Frauen ein Kindchen erwartete.

Sie wurde zurückbehalten und monatelang ganz allein in ein Haus eingeschlossen. Der junge König hörte von der Geschichte und sagte seiner Mutter, er finde, drei Frauen seien fürs Totenreich genug, und er halte es für besser, dem Kindlein die Mutter zu erhalten. Wohl versprach Njab ndu nke, dem Wunsche ihres Sohnes gemäß zu handeln, aber als das Kind geboren war, wurde die Mutter noch am gleichen Tage umgebracht. — Grausamkeit über Grausamkeit hat die Königin=Mutter früher ungestraft begehen dürfen, und man kann sich wohl denken, daß sie den Einzug der ersten Europäer verwünschte, weil sie bald einsah, wie wenig die Weißen eine solch willkürliche Herrschaft billigten. Deshalb betrachtete sie die Europäer immer als ihre Feinde. Wo es nur anging, hielt sie zähe fest am Althergebrachten, und wie eine Säule aus alter Zeit stand sie mitten in all dem Neuen. In der Finsternis des Heidentums aufgewachsen, wehrte sie sich besonders energisch gegen das Licht des Evangeliums, und oft kam sie mir vor, wie ein Mensch, der in einem dunklen Raume sitzt und sich vor einem plötzlich eindringenden Licht noch fest beide Augen zuhält. Trotzdem sie keine Freundin der Mission war, kam sie doch ab und zu auf die Missionsstation, aber nur, weil ihr Sohn es wünschte. Auch schmichelte es ihr, mit Europäern zu verkehren. Wenn weiße Leute sie besuchten, fühlte sie sich geehrt und freute sich sehr, wenn ihr ein europäisches Geschenk überreicht wurde.

Der König, ihr Sohn, ließ ihr im Jahre 1912 ein europäisch eingerichtetes Haus bauen, mit vielen Zimmern und Veranden und einem gedeckten Gang, der hinüber zum Häuptlingspalast führte. Gleich beim Eingang war eine gemütliche, nett eingerichtete Stube mit europäischen Möbeln. Dieser Raum war der Königin Prunkgemach. Er war unbewohnt und verschlossen und wurde nur geöffnet, wenn Europäer die Königin besuchten. Sie selbst hauste

in einem großen, kahlen Zimmer, wo die Feuerstelle, wie in jeder Negerhütte, sich mitten auf der Erde befand, und wo die diensttuenden Sklavinnen sich den Wänden entlang auf den festgetretenen Lehm Boden hinkauerten. Hier nahm sie auch ihre Mahlzeiten ein. Ihr Schlafgemach war eine stockdunkle Kammer, nur schwach erhellt durch das kleine Feuer, das des Nachts ohne Unterbruch neben ihrem Lager brennen mußte. An schönen Tagen sitzt sie gerne im großen Hof vor ihrem Haus. Ein aufgespannter Schirm, ein Geschenk des Königs, schützt sie vor den brennenden Sonnenstrahlen, und ein junger Sklave wehrt mit langem Pferdeschweif die zudringlichen Fliegen ab. Täglich erhält sie einen Morgenbesuch ihres geliebten Sohnes, täglich machen auch die Königsfinder einen Besuch bei der Großmutter. Da ist's nun freilich nicht so wie bei uns, wenn man zu den Großeltern darf. Die Königsfinder schlingen nicht liebevoll den Arm um den Hals der Großmutter und schmiegen sich nicht vertrauensvoll an ihr Knie, auch betteln sie nicht um eine schöne Geschichte. Wie sie's bei der Mutter gesehen haben, so machen auch sie es. Schnell fällt man vor der hohen Frau auf's Antlitz und grüßt: „Allah reni!“ Dieser Gruß ist vom mohammedanischen Haussavolk übernommen und heißt: „Gott segne dich!“ Dann erhebt sich der kleine Besucher und setzt sich ein wenig abseits, in den Schatten eines vorspringenden Daches. Nicht immer nimmt die Königin-Mutter Notiz von ihren kleinen Besuchern. Vielleicht aber gewahrt sie unter ihren Gästen ein Kind, einen kleinen Missetäter, und mit Donnerstimme wird er aufgerufen. Er fährt zusammen, springt auf, nähert sich in gebückter Stellung der Großmutter, faltet die zitternden Händchen vor dem zuckenden Mund und läßt das schwere Gewitter stillschweigend über sich ergehen. Vielleicht ist Großmutter heute gut gelaunt und läßt die Enkel alle bewirten. Wie schmecken sie

da vergnüglich, wie wird leise lebhaftes Zwiesprache gehalten, und wie fliegen dann doch wieder ängstliche Blicke hinüber zur Großmutter, ob es auch wirklich wahr sei, daß man im Palast der Königin plaudern dürfe.

Streitigkeiten der Königsfrauen untereinander werden oft der Königin-Mutter vorgetragen, aber es ist leider anzunehmen, daß das Urteil nicht immer unparteiisch ist und oft zugunsten der Frau ausfällt, die bei der Königin wohlgeschrieben ist.

Wenn der König im August auf seinen „Sommersitz“ geht, dann legt er das Regiment vertrauensvoll in die Hände seiner Mutter und der Vornehmen, die in der Stadt zurückbleiben. Die Untertanen zittern vor der herzlosen Vize-Königin. Schwierige Rechtsfälle werden aber doch vom König entschieden, obschon er sich in seiner ländlichen Ruhe nur ungern stören läßt. Einmal, ich war gerade mit meinen Schülerinnen auf der Königsfarm zu Besuch, da kam in voller Hast ein Mann gelaufen, warf sich mit einem entsetzlichen Schrei dem König zu Füßen und brachte dann weinend eine Klage gegen einen bösen Feind vor. Der König ließ den Aufgeregten ruhig ausreden, sagte aber dann zu ihm: „Warum kommst du hieher? Weißt du nicht, daß die Königin-Mutter und die Richter in Fumban zurückgeblieben sind, um böse Streitigkeiten zu schlichten? Gehe du nur nach der Stadt zurück und bringe im Richterhaus deine Klagen vor.“ Der Mann mußte natürlich gehen, aber ich stand ganz unter dem Eindruck, daß er von seiten der Königin für seine Sache nicht viel erhoffte.

Im Jahre 1913 wurde die Königin-Mutter krank. Nur noch selten sah man sie auf Spaziergängen, nur ganz selten saß sie im Hofe ihres kleinen Palastes. Gewöhnlich lag sie auf ihrem Bette in der dunkeln Kammer. Den Wänden entlang saßen diensttuende Sklavinnen, vornehme Herren, die auf Besuch

gekommen waren, und Medizinleute, die ihre Kunst vergeblich an der Königin versuchten. Oft, während ihrer schweren Krankheit, wurden ihr Medikamente aus der Missionsapotheke angeboten, aber auch da blieb sie ganz die alte, konservative Heidin. Sie ließ sich nicht bewegen, mit europäischen Arzneien einen Versuch zu machen. Am Anfang ihrer Krankheit durften die Missionsleute sie noch öfter besuchen, aber alles, was man in ernster Weise und in Liebe zu ihr sagte, prallte an ihrem steinharten Herzen völlig ab. Man spürte das förmlich, auch wenn sie scheinbar allem beistimmte, was man zu ihr sagte. Je weiter die Krankheit fortschritt, desto seltener wurden die Missionare zugelassen. Wahrscheinlich hatten die Medizinleute und Zauberer, unsere größten Feinde, sie so zu unsern Ungunsten beeinflusst, daß sie uns nicht mehr sehen wollte. Immer und immer probierten wir es wieder, aber immer kam uns, bevor wir das Krankenzimmer erreicht hatten, auf leisen Sohlen eine Sklavin entgegen, hielt den Finger an den Mund und flüsterte: „Du kannst die Königin-Mutter heute nicht sehen, sie schläft.“

Was der Kranken eigentlich fehlte, wußten wir nicht. Der König behauptete zwar mit großer Bestimmtheit, es hätten sich „sieben Krankheiten auf einmal auf sie gestürzt.“ Und diesen sieben Krankheiten ist die Patientin nach vier Monaten erlegen. Am 1. Juli 1913 hatte ich sie noch besuchen wollen, war auch unbemerkt bis zur Tür des Krankenzimmers gekommen und hörte die Kranke röcheln. Eben, als ich im Begriff war, ins Gemach einzutreten, kam die bewußte Sklavin und ich ging weg mit dem Gefühl, daß dies wohl mein letzter Versuch gewesen sei, die Königin-Mutter zu sehen. In der darauffolgenden Nacht wurden wir aus tiefem Schlafe geweckt durch königliche Boten, die von eiligem Laufe schweißtriefend ankamen, um „Nzofas weißen Freunden“ den Tod seiner Mutter anzuzeigen.

Vom Häuptlingsgehöfte her tönten bald darauf schauerlich und trostlos die Klagen um die Tote. Nach Tagesanbruch kam Bote um Bote vom König mit der Einladung, uns die Verstorbene noch einmal anzusehen. Um 7 Uhr gingen wir zum Häuptlingsgehöfte. Unterwegs trafen wir überall eilende Menschen mit verstörten Mienen, unbekleidete Frauen, ungeschmückte Männer, Kinder, die mitliefen, ohne recht zu begreifen, worum es sich eigentlich handle. Alles eilte laut heulend zum Palast. Im Hause des Königs saßen oder lagen klagende Frauen in den Gängen und Zimmern. In den Gemächern der Königin-Mutter kam man vor der heulenden Menschenmenge nicht mehr durch. Ein Hofwächter führte uns durch Veranden und Zimmer, die mit jammernden Sklaven angefüllt waren, in den Raum, wo die Königin-Mutter aufgebahrt war. Sie lag auf einem niedern Palmrippenbett und sah aus, als ob sie schlief. Ich staunte über den friedlichen Ausdruck auf dem sonst so kalten, stolzen, unfreundlichen Antlitz. Wie doch der Tod alle Leidenschaft wegnimmt und mit stiller Hand alles glättet! Zu Häupten der Toten standen zwei Männer mit Laternen, die sie so hielten, daß ihr Schein das Antlitz der Verstorbenen traf. Die Leiche war prächtig geschmückt; reiche und schwere Gewänder hatte man ihr angetan, an den Armen hatte sie viele perlenbestickte Armbänder und an dem Daumen der linken Hand zwei dicke Messingringe. Über der Brust lag das Abzeichen der Könige, ein schneeweißer, langer Pferdeschweif, dessen kunstvoll geschnitzter Griff ganz prächtig mit hellfarbigen Glasperlen überzogen war. Neben der Toten lag, aufgelöst in Schmerz, ihr einziger Bruder, und ihre zwei Schwestern kauerten am Boden, heulten und suchten die Tote bald durch Drohungen, bald durch Liebkosungen wieder zum Leben zu erwecken. Es war wirklich ein Bild der Verzweiflung, und wir bekamen so recht den Eindruck davon, wie entsetzlich

haltlos der Heide ist, wenn ihm der Tod entgegentritt. Nzoja, der eben nicht da war, wurde herbeigerufen. Mit unendlicher Zartheit fuhr er ab und zu über das kalte Antlitz und über die stillen Hände seiner toten Mutter, und weinend sagte er: „Meine liebe Mutter ist nun tot. Als ich König wurde, war ich ein kleines Kind, und meine Mutter tat damals alles für mich. Sie hat für mich gesorgt, sie hat für mich gearbeitet und für mich regiert und nun habe ich keine Mutter mehr.“ Lange saßen wir am Lager der stillen Frau, die ein so bewegtes Leben hinter sich hatte und die zu Lebzeiten so selten die Besuche der Missionare gewünscht hatte.

Nahe bei der Audienzhalle, den Königsgräbern gegenüber, ist der Ruheplatz der Königinnen. Dort wurde auch das Grab für Njab ndu nke gegraben, in dem stillen, eingeschlossenen Hof, abseits von all dem Lärm der heulenden Menge; wie in einem stillen Friedhof sah es aus. Sobald das Grab gegraben war, wurde die Königin-Mutter beigesetzt. Das Grab war ein großes, tiefes, rundes Loch, auf dessen Grund ein perlenbestickter Thronstuhl stand. Die Wände und der Boden des runden Grabes waren mit weißen und gelben Tüchern ausgeschlagen, und vor dem Stuhl stand eine kleine Fußbank, ganz verborgen unter schönen Matten, die aus den königlichen Werkstätten kamen. Als wir zur Beisetzung kamen, lag die Tote noch auf ihrem Lager neben dem offenen Grab, und ihr königlicher Sohn saß bei ihr und ließ seine Blicke auf dem stillen Antlitz ruhen. Ein lieber Sonnenstrahl brach plötzlich durch das weiße Gewölke und legte sich verklärend auf die blassen Züge der Toten. Es war wie ein Hoffnungsstrahl. Unterdessen kamen in recht schmutziger Kleidung die drei Königsväter, um die Königin-Mutter zu beerdigen. Der König selbst machte die Tote zur „letzten Reise“ bereit. Ein prächtiges Kleid, in Fumban gewoben und genäht, wurde ihr angezogen, und dann wurde sie in schmale, weiße

Stoffstreifen eingewickelt. Sie sah nun aus wie eine ägyptische Mumie. Die Königsväter hoben sie auf und ließen sie sanft hinuntergleiten auf den Perlenstuhl in der Gruft. Nun erst wurde sie mit den Gegenständen ausgerüstet, die zur langen Reise ins Totenreich unentbehrlich sind. Ein breites Kriegsschwert wurde ihr umgehängt, denn viele Gefahren bedrohen den Toten auf seiner Reise in die Unterwelt. Früher, so ließ ich mir erzählen, seien jeweilen zwei Sklaven lebendig mit einer verstorbenen Königin begraben worden. Mit hochgehobenem Schwert mußten sie rechts und links vom Stuhl der Toten lauern, um sie auf dem grausig finstern Wege zu schützen. Doch jene Zeiten sind vorüber. Der weiße Pferdeschweif wurde der Toten unter den Arm gesteckt. Das schön geschnitzte Kuhhorn, aus dem sie täglich ihren Palmwein geschlürft hatte, wurde ihr in einer Basttasche mitgegeben. Eine ihrer vielen Tabakspfeifen lag im Grabe an ihrer Seite, und ein kunstvoll geschmiedeter Eisenstab sollte auf der langen Reise ihre feste Stütze sein. Eine Unmasse weißer und gelber Stoffstücke wurden zu ihr hinuntergelegt. Das wird ihr im Totenland unbedingt Respekt verschaffen, denn man wird sofort die reiche Königin erkennen. Zuletzt wurde über alles ein wundervoller Sammetmantel gelegt und dann wurde das Grab lautlos zugeworfen. Ein Königsvater stand drunten in der Gruft und ließ sich von den beiden andern in irdenen Gefäßen die Erde reichen, die nötig war, um das Grab zu füllen. Immer höher stieg der arbeitende Mann im Grab, und immer weniger sah man von der Toten. Mir war, als ob die Zeit des grausamen Heidentums mit ihr versänke. Eine große Basaltsäule wurde über dem Haupte der Leiche aufgerichtet. Später ließ Nzoja seiner Mutter einen europäischen Grabstein aus weißem Marmor setzen. Mit goldenen Buchstaben steht der Name der verstorbenen Königin darauf, und ein Kreuz, das Symbol des Christentums, liegt auf dem Grab der Heidin.

Nach dem Tod Nzab ndu nkes dauerten die Trauerfeierlichkeiten noch wochenlang. Tag und Nacht, ohne Unterbruch, konnten wir vom Häuptlingsgehöfte her die trostlosen Klagen der weinenden Sklavinnen hören. Sie hatten, zum Zeichen ihrer tiefen Trauer, jegliches Kleidungsstück von sich getan und sich von Kopf zu Fuß

Fremde Gesandtschaften beim Tod der Königin-Mutter.

mit nassem Lehm eingeschmiert. Die nächsten weiblichen Verwandten der Verstorbenen, die Königsfrauen und die Prinzessinnen, hatten sich mit weißer Erde angestrichen und sahen entsetzlich aus. Die Männer und Jünglinge der Verwandtschaft hatten der schwarzen Farbe den Vorzug gegeben und sich mit Ruß bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die verschiedenen Stände hatten ihre Abgesandten zu den

Totentänzen ins Häuptlingsgehöfte geschickt, und so sah man neben einem Vetter des Königs, der als Vertreter der königlichen Familie tanzte, den Vertreter des Adels und denjenigen des gewöhnlichen Volkes. Die Oberhäupter der angrenzenden Stämme schickten zahlreiche Gesandtschaften nach Fumban, die im Namen ihrer Fürsten dem „mutterlosen“ König ihr Beileid aussprechen mußten. Sie blieben wochenlang und erweckten durch ihre Maskentänze den Eindruck, als seien sie zur Belustigung nach Fumban gekommen. Reichbeschenkt zogen diese Gesandten wieder ab. Ihren Herren brachten sie schöne junge Sklavinnen und kostbare Pferde mit als Dank des Königs für das „herzliche Beileid.“

Die Königin-Mutter hatte bei ihrem Tode etwas Geld, 8000 Sklaven und ein leeres Haus hinterlassen. Über dies alles hatte natürlich der König volles Verfügungsrecht. Die Hälfte der Sklaven behielt er für sich, 2000 verteilte er unter die KönigsKinder und die letzten 2000 schenkte er einer Schwester der Verstorbenen. Diese erbt außerdem das Haus der Königin und durfte auch den Titel „Königin-Mutter“ tragen. Mambu'ne war wohl immer eine unbedeutende Frau gewesen. Still und friedlich hatte sie in ihrem stattlichen Gehöfte gelebt, ein wenig abhängig von der Gnade der hochgestellten Schwester. Nun wurde sie durch deren Tod an die Öffentlichkeit gezogen und sollte eine Stellung einnehmen, der sie in keiner Weise gewachsen war. Zu alledem fehlte ihr auch das Vertrauen des Königs, der in der schlichten Frau nur die Trägerin eines Namens sah. Er ließ sie in keiner Weise teilhaben an den Regierungsgeschäften und besuchte sie beinahe nie. Als bei einem großen Grasbrand auch das Haus der Königin ein Raub der Flammen wurde, da hauste sie zwar noch eine Zeitlang in den notdürftig wiederhergestellten Ruinen, aber bald darauf zog sie wieder in ihr verlassenes Gehöfte. So hat nun das Königreich

Bamum keine Königin=Mutter mehr, oder doch nur einen „Strohmann“, der nichts gemein hat mit der mächtigen Nzab ndu nke, unter deren Regiment klein und groß vor Ehrfurcht und Angst beinahe verging. — Alles ist dem Wechsel unterworfen, und wollte Gott, der Tod der heidnischen Königin wäre für Bamum der Anbruch eines neuen Tages, der die Nacht des finstern Heidentums zerstreut und aus den geknechteten Sklaven der Sünde freie Kinder Gottes macht.

5. Kapitel.

Frauenlos in Bamum.

Glühend heiß liegt die Mittagssonne auf der bergumschlossenen Stadt Fumban. Straßen und Plätze sind ausgestorben und tiefe Stille herrscht überall. Hinter dem großen, menschenleeren Marktplatz liegt ein stattliches Gehöfte. Ein breiter, von uralten Baumriesen bestandener Weg führt zu dem ansehnlichen Besitztum. Im Schatten der Bäume schlendert ein junger Mann dem Gehöfte zu. Er ist eine stattliche Erscheinung. Sein weites, weißes Gewand und der Turban, der sich in vielen Windungen um den braunen Kopf legt, verraten den vornehmen Mann. Jetzt tritt er in das stille Gehöfte ein. Seine Blicke gleiten suchend die Reihen der Frauenhäuser entlang, bis sie an einem lieblichen Bilde haften bleiben. Da sitzt ein junges Mädchen, beinahe noch ein Kind, auf einem niedern Stühlchen vor dem Haus der Mutter und wiegt, leise vor sich hinsummend, auf den Knien einen Säugling. Das feine, runde Köpfchen der Hüterin ist mit einem bunten Tuche umwunden, und um die schlanke Gestalt legt sich, unter den Armen festgeknotet, ein Tuch von hellblauer Farbe. Leuchtende Glasperlen umschließen in enger Reihe den feinen Hals, und viele Armringe aus Eisen und Messing klirren an den zarten Handgelenken des Mädchens.

Wohlgefällig ruhen die Blicke des daherkommenden Mannes auf dem Kinde, doch würdigt er es keines Grußes, sondern geht

an der lieblichen Gruppe vorbei, dem Herrenhause zu, das dem Eingang zum Gehöfte gegenüberliegt. Im kurzen Schatten, den das Haus um diese Tageszeit wirft, sitzt der Herr des Besitztums, ein kleiner, schlauer, alter Mann. Er blinzelt faul auf den sonnigen Grund, tut ab und zu einen Zug aus seiner langen Pfeife und scheint die Welt und die Menschen um sich her vergessen zu haben. Da knirscht auf dem Hofe der Sand, und fragend erhebt der Alte das Haupt. Er erblickt den Daherkommenden und ein Lächeln des Einverständnisses huscht über seine welken Züge. Er ruft nach einem Stuhl, den ein Sklave bringt. Der Ankömmling läßt sich auf dem Palmrippenstuhl nieder und bietet kurzen Gruß: „Ich bin nun da.“ „Ja,“ sagt der Alte, „hast du das Geld?“ Froh kommt schnelle Antwort des Jungen zurück: „Ja, ich habe Geld,“ und zur Bestätigung seiner Worte schüttelt er die große Tasche seines weiten Gewandes, und ein helles Klirren verrät das Vorhandensein vieler Geldstücke. „Du weißt,“ sagt der Alte, „daß die Tochter des freien Mannes 95 Mark kostet?“ „Ja freilich, ich habe auch so viel.“ „Du weißt ferner,“ sagt wieder vorsichtig der alte Mann, „daß du die Tochter eines freien Mannes niemals verschenken oder verkaufen kannst?“ „Ich weiß auch das,“ sagt der Kauflustige, „und werde mich darnach richten. Doch hast du als Vater des Mädchens die Pflicht, mir, wenn sie je ohne Kinder stirbe, sofort eine andere Tochter zu geben, und zwar ohne nochmalige Bezahlung.“ „Ich weiß das gar wohl,“ sagt seufzend der Alte, „und ich finde, es sei ein hartes Gesetz, das auf den freien Vätern der Töchter Bamums liegt.“ „Hat nicht der große König Mzoja uns diese Gesetze gegeben,“ meint lächelnd der Junge, „willst du sie aufheben?“ Der Alte schüttelt den grauen Kopf und sagt seufzend: „Wie sollte ich das tun wollen? Doch wenn du meiner Tochter überdrüssig geworden bist, so gibst du sie mir wieder zurück, das ist auch Gesetz.“

„Solange deine Tochter gesund ist und mir die versprochene Treue hält, soll sie mir lieb und wert sein; bricht sie aber die Ehe, so magst du sie gerne wieder haben und ich fordere keinen Ersatz.“ Mit dieser Erklärung scheint der alte Mann zufrieden zu sein. Er nimmt schmunzelnd das Geld in Empfang und reicht seinem zukünftigen Schwiegersohn die Hand. Ab und zu gleiten die Blicke der beiden Männer zum Frauenhaus hinüber, vor welchem das junge Mädchen noch immer sein Brüderlein auf den Knien wiegt. Nun ruft der Vater: „Manja, gib das Kind einem Sklaven und komm einmal schnell hieher.“ Ohne Antwort steht das Kind auf und geht mit seiner kostbaren Bürde ins Haus hinein. Bald kommt es allein wieder heraus. Glättend streicht es mit den zarten Händen über das zerknitterte Tuch und über das umwundene Köpfchen. Ohne Eile schreitet es den Frauenhäusern entlang, dem Plage zu, wo die beiden Männer sitzen und der Daherkommenden entgegensehen. Das Kind stellt sich einige Schritte von seinem Vater entfernt auf, und fragend gehen seine Blicke zwischen den beiden Männern hin und her. Der Alte deutet mit der Hand auf das Mädchen und sagt zum Jungen: „Da ist deine Braut, die du eben erhandelt hast. Sie gehört nun dir, und ich habe nicht mehr über sie zu bestimmen.“ Zum Mädchen sagt er nur: „Ich habe dich heute diesem Manne verkauft. Sei ihm ein treues Weib, wie deine Mutter mir ein treues Weib ist.“ Das Mädchen steht sprachlos. Ein kaum merkliches Zucken geht durch den jungen Körper; aber es klatscht in die Hände zum Dank für das, was der Vater getan hat, kehrt sich um und geht in die Hütte der Mutter zurück. Die Mutter ist nicht zu Hause. Schon am frühen Morgen ist sie ins Holz gegangen und wird erst am Abend zurückkommen. Wortlos nimmt die junge Braut dem Sklaven das Brüderchen ab. Der Kleine ist erwacht und streckt, vor Freude krähennd, der geliebten

Schwester die runden, braunen Armchen entgegen. Sie läßt ihn sanft vor sich auf den Boden gleiten, und das Büblein findet bald einen Gegenstand, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. So hat die Hüterin Muße, über ihr Schicksal nachzudenken. Träne um Träne fällt aus den schwarzen Augen und die

Holzträgerin.

heimkehrende Mutter findet ein betrübtes Kind. Aber sie kann nichts ändern und hat nur den einen Trost: „Es geht allen Bamum-mädchen so wie dir; du mußt dich darein finden. Auch ist dein zukünftiger Mann ein reicher Herr, du wirst es gut haben.“

Ja, die Mutter der kleinen Manja hat recht; es geht allen Bamumtöchtern so. Wie eine Ware werden sie von ihren Vätern

verhandelt, und die Mütter haben nichts dazu zu sagen. Die Mädchen sind für die Väter nur Handelsobjekt und müssen oft als Zahlung für gemachte Spielschulden dienen. Viele Mädchen gelten auch als Steuer, denn jeder freie Mann muß von Zeit zu Zeit zwei seiner Töchter als Abgabe ins Häuptlingsgehöfte bringen. Dann verfügt natürlich der Häuptling allein über diese Kinder. Die schönsten und vornehmsten behält er für sich und „tut sie unter die Hand“ einer alten und bewährten Königsfrau. Da lernen die Bräute höfische Sitte und werden darauf vorbereitet, sich einmal als Königsfrauen im Palast würdig bewegen zu können. Die weniger stattlichen und weniger vornehmen Mädchen verschenkt der König weiter, irgend einem Beamten, der sich irgendwie um Krone und Reich verdient gemacht hat.

Seine zahlreichen eigenen Töchter verschenkt der Häuptling auch, aber nur Herren aus den höchsten Ständen sind einer solchen königlichen Gabe würdig. Mit der Königstochter gehen alle ihre Sklaven und Sklavinnen, Äcker und Herden in den Besitz des Mannes über. Doch nur seufzend empfängt er die königliche Gabe, denn sie kommt ihn teurer zu stehen, als ein Gehöfte von zehn einfachen Frauen. Er muß viele Geschenke zur Hand haben, wenn die „Prinzessin“ bei ihm Einzug hält. Er muß mit reichen Mitteln ausgerüstet sein, um die Verwandten der hohen Braut zu erfreuen, und die Landessitte verlangt von dem Bräutigam, daß er besonders die Brüder und Schwestern des Königs reich beschenke.

Werden einem vornehmen Manne viele Töchter geboren, so ist seine Freude darüber größer, als wenn es Söhne wären, denn auch in Bamum gilt das Wort: „Und viele Töchter bringen Reichtum.“ Auch die Töchter seiner Sklaven verkauft der freie Herr in Bamum für seine eigene Rechnung und sein Vermögen mehrt sich dadurch. Die Preise der Mädchen sind, je nach ihrem Stande,

verschieden. Währenddem das Kind des freien Mannes 95 Mark kostet und nur unter gegenseitiger Garantie verkauft wird, kann das Sklavenkind um 75 Mark erworben werden, und der Käufer hat dem Mädchen gegenüber keinerlei Verpflichtungen. Er kann mit der Sklavin willkürlich verfahren; er kann sie verschenken, verkaufen, mißhandeln und mit tausend Grausamkeiten beinahe zu Tode quälen; die Sklavin ist schutz- und rechtlos, und niemand nimmt sich ihrer an, wenn ihr Unrecht geschieht.

Gewöhnlich werden unsere Mädchen im zartesten Alter verkauft. Sie bleiben, solange sie Pflege brauchen, bei der Mutter. Aber das Negerkind wird gar bald selbständig, und die meisten Bräute siedeln in die Gehöfte des zukünftigen Mannes über, bevor sie das fünfte Lebensjahr zurückgelegt haben. Das ist dann ein trauriges Losreißen von Mutter und Geschwistern, und manch Mütterlein mag bittere Tränen weinen, wenn das Kind so früh ihrem Einfluß und ihrer Liebe entzogen wird. Der Bräutigam verfolgt mit der Übersiedelung der kleinen Braut in sein Gehöfte einen doppelten Zweck. Erstens will er sein Eigentum, für das er eine große Summe bezahlt hat, gerne bei sich haben, und dann ist ihm auch daran gelegen, daß seine zukünftige Frau sich bei Zeiten in die Gewohnheiten eines anderen Gehöftes einlebe. Das kleine Mädchen kommt im Gehöfte ihres Bräutigams in das Haus einer zukünftigen Mitfrau, die Kinder hat. Gewöhnlich werden die kleinen Bräute gut behandelt, denn man vergift nicht, daß sie viel Geld gekostet haben. Spielend wächst das Kind in die neuen Verhältnisse hinein und kleine Arbeiten, wie sie im väterlichen Gehöfte zu tun waren, sind auch hier zu verrichten. Die Kinder der Mitfrau stehen unter der Obhut der kleinen Braut. Doch ist das Kinderhüten kein allzuschweres Geschäft. Die kleinen braunen Schrehälse sind seelenvergnügt, wenn sie sich im warmen Sand vor

Mutters Hause tummeln können, und wenn die Hüterin es versteht, aus dem weichen Mark der Palmrippe hübsche Püppchen oder niedliche Steckpferdchen zu machen, so hat sie die Kinderherzen schnell gewonnen und ist den Kleinen ein herzlicher Spielgenosß. — Die kleine Braut versteht es schon sehr früh, der Küche vorzu-

Frau beim Maismahlen.

stehen, und wenn auch ihre kulinarischen Kenntnisse recht einfache sind, so genügen sie doch den Bedürfnissen der Hüttenbewohner vollkommen. Je älter das Kind wird, desto schwerer wird auch die Arbeit, die es zu tun hat. Hat der zukünftige Herr und Gebieter wenig oder keine Sklaven, so müssen eben seine Frauen und Bräute die ausgedehnten Äcker bestellen. Feldarbeit ist in Kamerun deswegen besonders schwer, weil die Werkzeuge so primitiv sind. Eine

kurzstielige Hacke zwingt die Arbeitende, in tiefgebückter Stellung den Boden zu bearbeiten. Es ist gewiß keine Kleinigkeit, vom

Spinnende Königsfrau.

frühen Morgen bis zur hereinbrechenden Nacht so im Felde zu stehen und den unbarmherzigen Strahlen der Tropensonne ausgesetzt zu sein. Nur gut, daß das Land so fruchtbar ist und gerne reichlich wiedergibt, was der Scholle in vielen mühsamen Arbeitstagen

anvertraut wurde. — Das Tragen des Wassers für Koch- und Waschzwecke ist auch Arbeit der Frauen und Mädchen und kann sehr mühselig werden, wenn die Gehöfte hoch droben auf den Bergen liegen, und die Quellen und Brunnlein tief drunten in den Tälern fließen. Zur Arbeit der Frauen von Bamum gehört auch das mühsame Geschäft des Maismahlens, das noch recht nach „alter Väter Weise“ zwischen zwei Steinen besorgt wird. — Das Spinnen der schneeigen Baumwolle für die königliche Weberei ist unsern Frauen eine liebe und leichte Arbeit, und besonders die Häuptlingsfrauen bewegen flink und eifrig, mit zierlichen Händen die tanzende Spindel. — Töpfe, Pfannen und Wassergefäße verfertigen unsere Frauen mit großem Geschick und ohne Drehscheibe aus weichem Lehm, den das Land in großen Mengen liefert. — Die schwerste Arbeit, unter welcher die Frauen oft beinahe zusammenbrechen, ist das Holztragen. Der nächste Wald, aus welchem das Brennholz hergeschafft werden muß, liegt vier Stunden von Fumban entfernt. Die Wege, die der Neger sich anlegt, oder vielmehr sich durch vieles Gehen tritt, sind die denkbar schlechtesten. Wald führen sie über hohe Berge, bald durch tiefe Täler, bald eng zwischen mannshohem Gras hindurch, dessen scharfkantige Blätter den Wanderer verletzen, bald über ödes Gestein, das wie ein glühender Ofen die Sonnenhitze unbarmherzig zurückstrahlt, bald mitten durch Bäche und Flüsse, die zwar in der Trockenzeit recht harmlos sind, aber zur Zeit ausgiebigen Regens anschwellen und zu wilden und gefährlichen Strömen werden. Solche Wege müssen unsere Frauen und Mädchen gehen, um das nötige Brennholz herzuschaffen. Am frühen Morgen, wenn noch der bleiche Mond am Himmel steht, ziehen sie aus, um vor der Hitze des Tages im entlegenen Urwald zu sein. Da fällen sie mit höchst primitiven Arten kleine Bäume und schlagen lange Schlinggewächse und zähe Luftwurzeln von alten

Baumriesen herunter. Es ist mühsame Arbeit und käme eigentlich starken Männern zu. Doch fragt man ja in Bamum nichts danach, wenn die Frauen unter schweren Lasten beinahe zusammenbrechen, währenddem der Herr des Gehöftes gemütlich im Schatten seines Hauses sitzt, seine Pfeife raucht und Palmwein trinkt. Wenn die Frauen genügend Holz beisammen haben, binden sie es mit einer biegsamen Liane zusammen zu einem langen Bündel. Es ist selbstverständlich, daß die Trägerinnen bei den weiten und schlechten Wegen, die sie zurücklegen müssen, so viel Holz, als nur irgend möglich, mit nach Hause schleppen, und deswegen sind die Holzlasten, die sich die Frauen zurechtmachen, ganz unsäglich schwer. Keuchend und schweißstriefend kommen sie bei hereinbrechender Dunkelheit zu Hause an und müssen dann ihr Holz auch noch klein machen, damit es auf der schmalen, offenen Herdstelle verwendet werden kann.

Bei all dem Schweren, das auf unsern Frauen lastet, bleibt ihnen doch genügend Zeit, sich zu frohem Spiel zu schmücken. Die mondhellen Nächte locken alt und jung aus den dumpfen Hütten heraus, und fröhlich erklingen muntere Lieder. Ab und zu erlaubt der König einen Tanz, an dem sich auch Frauen und Mädchen beteiligen dürfen; d. h. ihre Teilnahme ist ziemlich passiv. Während die Männer sich den wildesten Tänzen mit großer Leidenschaft hingeben, bilden die Frauen, eng aneinander gereiht, eine große lebendige Mauer um die Tänzer herum, klatschen im Takt zur Musik in die Hände, oder schütteln eine Kassel mit solchem Geschick, daß man meinen könnte, all die tausend Kassen seien nur eine einzige. Für solche Festlichkeiten werden von unsern Frauen die schönsten Tücher hervorgesucht, die leuchtendsten Perlen angelegt, die kunstvollsten Frisuren gemacht und sonst manches kleine und harmlose Schönheitsmittel angewandt. Der bleibendste Schmuck, die Tätowierungen, ist schon da. Von der Haarwurzel, mitten

über Stirn und Nasenrücken läuft ein tiefeingeschnittener Strich, das Stammesabzeichen. Die Wangen, der Hals, die Brust, die Oberarme und die Handrücken weisen schön eingeschnittene Bilder auf. Die Bilder werden mit feuchter Asche aufgezeichnet, dann mit einem kleinen, oft nicht einmal sehr scharfen Messer eingeritzt, und zuletzt werden die noch blutenden Wunden mit Ruß eingerieben. Dadurch verheilen sie schwarz, und die Zeichnungen heben sich schön von dem braunen Körper ab. Doch noch nicht genug. Die Ohrläppchen und die Nasenwand der Bamumfrauen werden durchstochen und die erst kleinen Löchlein so ausgeweitet, daß ein Pflock von der Dicke eines Mittelfingers bequem darin Platz findet. Unsere Mädchen und Frauen sind stolz auf ihren haltbaren Schmuck und denken nicht daran, daß sie sich damit sehr verunstalten.

Frohe Hochzeitsfeste, die tagelang dauern, bringen Abwechslung ins tägliche Einerlei. — Der höchste Wunsch einer jungverheirateten Frau geht dahin, ein Kindlein zu besitzen. Das soll sie entschädigen für manches Schwere, das ihr an der Seite ihres um viele Jahre ältern Gatten nicht erspart bleibt. Ist ihr Kindersegen versagt, so legt sich eine stille Wehmut auf sie; aber freudig lebt sie auf, wenn sie ein Kind auf den Armen wiegt. Sind es ihrer mehrere, so wächst ihr Stolz, und ist sie gar dazu ausersehen, Zwillingen das Leben zu geben, so kennt ihre Freude keine Grenzen. Ihr Ansehen wächst im Gehöfte und in der Stadt, und sie wird von ihrem Manne über alle Mitfrauen hochgehalten. Zwillinge genießen in Fumban göttliche Verehrung. Gleich nach ihrer Geburt werden sie zum König gebracht, der ihnen die Namen beilegt und sie als sein eigen adoptiert. Er verleiht allen, auch den Zwillingen des ärmsten Sklaven, sofort den für Königs-kinder gebräuchlichen Adelstitel „Nji“, und viele alte Leute nennen die Zwillinge noch Götter, denn sie sind etwas Ungewöhnliches.

Leider versteht die Bamumfrau nur wenig von Kinderpflege, und viele der Kleinen sterben im zartesten Alter, weil es ihnen

Königsfrau mit Tätowierungen.

an der richtigen Wartung fehlt, und weil gleich nach der Geburt eine Prozedur mit dem kleinen Menschlein vorgenommen wird, die nur wenige ertragen. Da wird der weiche Schädel des Neugeborenen von starken Händen gedrückt, von vorn nach hinten und

von unten nach oben. Überdies wird dem kleinen Ankömmling irgend eine greuliche Medizin ins Mäulchen gesteckt, die das Kind vor allem Bösen bewahren soll, das den Menschen vom ersten Lebenstag an beständig umlauert. Erlaubt sich die Missionarin irgend eine Bemerkung oder einen Rat, so heißt es gewöhnlich: „Haben es nicht meine Mutter und meine Großmutter auch so gehalten, wie ich es mit meinem Kinde tue, und ich bin doch nicht gestorben.“ — Stirbt ein Kind, so ist der Jammer groß. In trostlosem Schmerze beweint die Mutter tagelang den kleinen Liebling, rauft sich das Haar und schlägt sich voll Verzweiflung die Brust. Stundenlang sitzt sie in stumpfsinnigem Hinbrüten auf dem kleinen Grabhügel, der sich neben der Türe ihres Hauses wölbt. Man kann oft bei Frauenhäusern eine ganze Reihe solcher kleiner Gräber sehen, und oft ruht der Blick der schwergeprüften Mutter auf den Ruhestätten ihrer kleinen Toten. Frägt man eine Bamumfrau nach der Zahl ihrer Kinder, so bekommt man etwa folgende Antwort: „Ich habe fünf Kinder unter der Erde und drei darüber.“

Traurig ist das Los unserer kinderlosen Frauen, wenn sie unheilbar krank sind. Lupus und Ausfak sind in Bamum weitverbreitete Krankheiten, die immer weiter um sich greifen, weil die Bamum von einer Absonderung der Kranken nichts wissen wollen. Doch erinnert sich der Mann der kinderlosen Frau, die von solchem Leiden befallen ist, gerne daran, daß er die unheilbar Kranke ins elterliche Gehöfte zurückgeben kann und nach ihrem Tode eine gesunde Schwester der Verstorbenen zu beanspruchen hat. Natürlich wird die Ausfakige im elterlichen Gehöfte nur widerwillig aufgenommen und mit wenig Liebe gepflegt. Ihr Mann und ihre Mitfrauen besuchen sie nie, und ungeduldig wartet der Gatte auf ihren Tod und verfehlt nicht, vom Vater der Verstorbenen sofortigen Ersatz zu fordern.

Großer Jammer herrscht im stattlichen Gehöfte hinter dem Marktplatz. Der Herr des Besitztums, jener alte, uns schon bekannte Mann, ist einem Schlaganfall erlegen. Schnell wird er im Garten hinter seinem Hause begraben, und nun beginnen die Totenklagen. Die prächtigen Bananen des Gartens, die im Winde eben noch leise rauschten, werden umgehauen, der kunstvolle Zaun, der das Gehöfte umschloß, und die Veranda, die dem Herrenhaus ein so gemüthliches Gepräge gab, werden eingerissen, denn der Besitzer hat die lange Reise ins Totenland angetreten, und seine irdische Wohnstätte soll wenigstens solange wüste sein, bis der Erbe das Regiment ergreift und mit ihm neues Leben ins Gehöfte einzieht. Mitten im geräumigen Hofe steht die große Totentrommel; sie reicht einem ausgewachsenen Manne bis unter die Arme. Ein Sklave entlockt ihr mit kurzem Schläger dumpfdröhnende Töne. Ihre tiefe Stimme ist weithin hörbar, und eilig kommen von allen Seiten Verwandte, Freunde und Bekannte des Toten, um ihn zu beklagen. Gruppenweise finden sie sich im großen Hofe zusammen, setzen sich unter die Schattenbäume, erzählen sich allerlei aus dem Leben des Verstorbenen und rühmen ihn über die Maßen. Verwahrloste Kinder schleichen ängstlich und traurig umher, oder sitzen vor den Hütten der Mütter. Aus dem Herrenhause tönt trostloses Jammern und herzerreißendes Klagen. Dort sind die Frauen des Verstorbenen und beweinen ihr Schicksal. Zum Zeichen ihrer tiefen Trauer haben sie jedes Kleidungsstück und jeglichen Schmuck abgelegt und sich von Kopf zu Fuß mit nassem Lehm eingesmiert. Gespensterhaft blicken die müden, übernächtigen Augen aus der halb-angetrockneten Lehmkruste. Die Frauen liegen im Herrenhause den Wänden entlang auf dem Boden in Ruß und Asche. Sie weinen zum Herzbrechen und heulen oft voll Verzweiflung auf, daß es dem Unbetheiligten durch Mark und Bein dringt. Verlassen die Witwen

für kurze Zeit das Haus des Verstorbenen, so gehen sie in gebückter Stellung an einem Stabe, ein Sinnbild dafür, daß sie ihres Lebens Stütze verloren haben.

Und doch hegt jede Mutter, trotz des Trauerns, eine stille Hoffnung. Könnte nicht der Verstorbene vor seinem Tode noch ihren Sohn als Erben bezeichnet und den treuen Freunden seinen Namen angegeben haben, daß er nach seinem Ableben sein Nachfolger werde? Es fällt alles, das Gehöfte, die Äcker, die Herden, die Sklaven, in einem Erben zu. Die Geschwister werden seine „Zugehörigen“, und von den Frauen des Vaters nimmt er Besitz. Nur seine eigene Mutter gelangt auch in eine neue Stellung: sie erhält ein eigenes großes Haus, wird die Ratgeberin des Erben, und die Mitfrauen, mit denen sie erst noch auf du und du stand, nennen sie Schwiegermutter, reden sie in der dritten Person an und fallen vor ihr zur Erde, wenn sie mit ihr reden. Ist es da zu verwundern, daß jede Frau im stillen hofft, zu dieser Stellung zu gelangen? Hat der Verstorbene nicht mehr Zeit gehabt, seinen Erben selbst zu bestimmen, so geht die Angelegenheit an den König über. Er läßt alle Männer und Knaben des Trauerhauses an einem bestimmten Tage zu sich kommen. Das ist für die Bewohner des Gehöftes das Zeichen, daß die Totenklagen aufhören müssen. Die zurückbleibenden Trauerer bringen das verwahrloste Gehöfte vor allem ein wenig in Ordnung. Die großen Totentrommeln werden beiseite geschafft und die Spuren der nächtlichen Gelage werden verwischt. Die Frauen waschen sich und suchen ihre Tücher wieder hervor. Die Kindlein sind froh, daß die Klagen ein Ende haben und die Mütter wieder Zeit finden, für sie zu sorgen. Mitten in den großen Hof wird der Stuhl des Verstorbenen gestellt, und nun wird der Erbe erwartet. Schweigsam, wie sich's für Trauernde gebührt, haben die Männer den Weg zum Königshofe zurückgelegt. Sie treten in

den Hof vor der Audienzhalle und warten, bis sie aufgerufen werden. Da mag jedes Herz erwartungsvoll schlagen und jeder Gerufene im stillen hoffen, als reicher Erbe den Königshof zu verlassen. Jetzt kommt ein Hofbeamter und befiehlt die Männer und Knaben zum König. Sie stellen sich in angemessener Entfernung vom Throne auf, klatschen zum Gruß in die Hände und falten sie dann vor dem Mund. Ist der Erbe noch vom Vater selbst bestimmt worden, so treten nun die Freunde, die um das Geheimnis wissen, vor den Häuptling und tun ihm den Willen des Verstorbenen kund. Dann ist die Sache schnell erledigt. Der König genehmigt und bestätigt die Wahl. Ist aber der Tod unverhofft eingetreten, so daß dem Besitzer keine Zeit mehr blieb, seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen, so bestimmt nun der König den Erben. Forschend ruhen seine Blicke auf den Männern, die vor ihm stehen. Es sieht aus, als wolle er jedem von ihnen in der Seele lesen. Er möchte natürlich keinen Mißgriff tun und nur einem umsichtigen, arbeitsamen und auch königstreuen Mann das stattliche Gehöfte zusprechen. Er stellt viele Fragen und beobachtet bei deren Beantwortung Haltung und Ausdrucksweise der Leute. Nun ist das Examen zu Ende, und der König hat entschieden. Er läßt eine rote Papageienfeder holen. Die soll den Erben zieren und ihn kenntlich machen. Wie nun die Herzen klopfen und fragende, bittende Blicke schon zum König hinübergelassen! Ein Hofbeamter erscheint mit der Feder und tritt damit zum König. Leise bezeichnet er den Mann, der auserwählt ist, das Erbe des Vaters anzutreten. Der Beamte steckt ihm die Feder ins krause Haar. Der also Geschmückte fällt auf sein Antlitz, und sein Händeklatschen will kein Ende nehmen. Die Brüder und Verwandten, die zugegen sind, klatschen auch, aber bei den meisten wird der Neid und die Mißgunst größer sein als die Freude. Jetzt kommt ein

starker Sklave. Er nimmt den Erben auf die Schultern, um ihn in das Gehöfte zurückzutragen. Jubelnd und händeklatschend laufen die andern Männer hinter dem Erben drein. Überall, wo der Zug vorbeikommt, ist ein stilles Staunen oder ein frohes Grüßen. Die Kunde läuft rasch von Mund zu Mund und eilt dem Erben voran in das Gehöfte. Von den zurückgebliebenen Frauen freut sich nur eine. Die andern werfen ihr giftige Blicke zu und neiden der Mitfrau das Glück, die Mutter des Erben zu sein. Nun erscheint der Erbe auf den Schultern des Sklaven. Schwer keucht dieser unter seiner Last. Mitten im Hof wird der neue Herr auf den Stuhl seines Vaters gesetzt und ganz mit Palmwein übergossen. So bestätigen die Frauen die Wahl ihres verstorbenen Mannes oder des Königs. Tanz und Spiel und allerlei Lustbarkeit treten an Stelle der Klage und Trauer. Bald spielt sich das Leben im Gehöfte ab wie früher. — Wohl einem Gehöfte, wenn der Erbe ein erwachsener Mann ist und Frauen, Kinder und Sklaven in Gehorsam und Treue ihm untertan machen kann. Oft kommt es aber auch vor, daß der Tod unversehens einen noch jungen Mann wegrafft, in dessen Gehöfte keine erwachsenen Kinder sind. Wer soll nun der Erbe sein? Der älteste Sohn ist höchstens vier Jahre alt und noch unfähig, das Erbteil anzutreten. Aber trotzdem wird nun ein unmündiges Kind Herr des Besitztums. Seine Mutter verwaltet ihm das Erbe, bis er erwachsen ist. Wohl nennen die übrigen Frauen den kleinen Knaben „ihren Mann und Herrn,“ aber sie fragen ihm und seiner Mutter wenig nach. Jede von ihnen tut, was sie gerne mag; alle führen ein Leben der Sünde und der Schande und machen das einst so stattliche und wohlangesehene Gehöfte zum Sündenpfuhl, voll Laster und Krankheit. Die Mutter des kleinen Erben ist nicht besser als die übrigen Frauen. Die Sklaven laufen davon, oder werden verkauft. Die Äcker liegen

wüßt und unbebaut, das einst so schöne Herrenhaus wird zur Ruine, und die Frauenhäuser tragen das Gepräge ihrer Bewohnerinnen. Bis der Erbe erwachsen ist, ist er zum armen Mann geworden. Man spottet über ihn in der Stadt, und sein Los ist kein leichtes. Gewöhnlich hat er weder die Energie, noch den Mut, Wandel zu schaffen. Es hat ihm ja an gutem Beispiel gefehlt, und er ist selten besser als seine Mutter und seine Frauen. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse, wenn in einem Gehöfte kein männlicher Erbe vorhanden ist. Dann fällt einer Lieblingsfrau oder einer Tochter des Verstorbenen das Besitztum zu. Es herrschen da Zustände, von denen man in der Heimat keine Ahnung hat, und dem Missionsarbeiter krampft sich das Herz zusammen, und er wollte, er hätte die Möglichkeit, da Wandel zu schaffen.

Wir haben in Bamum auch eine große Anzahl unverheirateter Frauen. Meistens sind es Töchter vornehmer Herren. Sie sind nicht, wie die andern, im zartesten Alter verkauft worden, weil der Vater wohl kaum einmal in Geldverlegenheit war. Diese Mädchen weigern sich später, das Joch der Ehe auf sich zu nehmen. Sie wollen ein freies Leben führen und geraten ganz in die Sklaverei der Sünde. Sie bringen viel Herzeleid in die Familien und stehlen ohne Gewissensbisse der ehrbaren Frau das Herz ihres Mannes.

Über unseren Frauen und Mädchen in Bamum liegt noch die tiefdunkle Nacht des Heidentums. Da und dort glimmt aber verheißend ein kleines Lichtlein auf. Möchte es doch bald völlig Tag werden!

6. Kapitel.

Frohe Feste.

Das Menschenherz ist überall dasselbe. Und wo nicht der Geist Gottes in einem Herzen wohnt, da sucht es sich an vergänglichen Freuden zu ergötzen, und bleibt trotz Jubel und Genuß — ach, so leer, so unbefriedigt und so voll Sehnsucht! Diese Tatsache kann man auch bei einem heidnischen Volk beobachten. Wie laut und jubelnd sind die Feste des Bamumvolkes, aber wie schal und leer sind die Herzen, wenn die letzten Töne der mächtigen Trommeln, der langen Posaunen und der zirpenden Gitarren verklungen sind! Da mag auch manchem denkenden Neger das Wort Salomons unbewußt aufsteigen: „Es ist alles ganz eitel!“ Aber mit Leib und Seele gibt sich der festfrohe Bamum dem lauten Jubel und dem Tanz und dem Genuß von Palmwein hin. Jedes kleine und große Ereignis in der Familie wird gebührend gefeiert, und wenn der Bamum-Vater auch nicht imstande ist, sich den Geburtstag seiner Kinder zu merken, so sieht er doch, wenn beim kleinen Kind das erste Zähnchen durchbricht, oder wenn die braunen Füßlein, schwerfällig genug, aber doch selbständig die ersten Schritte tun. Das sind beides Ereignisse, die festlich begangen werden müssen. Da werden Mutter und Kind beschenkt, und die Mitfrauen kommen und tanzen jubelnd und händeklatschend um die beiden gefeierten Menschenkinder herum. — Hat ein vornehmer Herr viele Freunde, so besuchen sie ihn ab und zu alle miteinander, um ihm mit einem kleinen,

lärmenden Tanz ihre Freundschaft zu beweisen und dem Einflußreichen für die Ehre zu danken, daß sie wie Sklaven zu seinen Füßen sitzen dürfen. Ich denke da besonders an den Onkel des Häuptlings, bei dem oft solch ein kleiner Hofstaat versammelt war. Ich stand jedesmal, wenn ich die „tanzenden Freunde“ sah, unter dem Eindruck, es handle sich da um eine politische Zusammenkunft und es müsse der muntere Tanz etwas von weittragender Bedeutung harmlos erscheinen lassen. Ich konnte mich des Eindrucks um so weniger erwehren, als ich hörte, daß tatsächlich eine Partei existiere, die mit der Regierung des Häuptlings nicht unbedingt einverstanden sei. — Es bestehen in Fumban auch mehrere Geheimbünde, deren Oberhaupt gewöhnlich der Häuptling selber ist. Sie haben an bestimmten Tagen ihre Zusammenkünfte, und ohne Zweifel werden da auch Spiel und Tanz der Deckmantel sein für manche nachtschwarze That. Es ist keiner Frau gestattet, einen Geheimbündler in seiner Vermummung zu sehen, und alle Unbetheiligten, auch Männer, müssen so rasch wie möglich an dem verzäunten Hofe vorüberreiten, aus dessen Innerem der Lärm der Trommeln und der Tanzenden ertönt. Früher, so ließ ich mir sagen, machten bei einbrechender Nacht die Vermummten mit viel Lärm einen Gang durch die Stadt. Die Frauen nahmen heulend Reißaus vor der gefürchteten Schar, und wer den Tanzenden unversehens in die Hände lief, mußte sich durch eine Gabe loskaufen. Diese Tänze mit dem geheimnissvollen Drum und Dran sind nur Feste für den, der direkt dabei theilhaftig ist; für den Uneingeweihten haben sie etwas Schauerliches, und unwillkürlich überkommt einen ein Gefühl der Ohnmacht angesichts der „organisierten“ Tanzgesellschaften, aus deren Beratungen wenig Gutes hervorgeht, die aber schon viel Unglück angerichtet haben.

Wieviel harmloser, froher und herzerquickender ist da ein Hochzeitsfest. Wie gut versteht es der Bamum, gründlich zu feiern.

Gewöhnlich dauern solche Feste tagelang, und jedermann ist gern-gesehener Gast, auch wenn er kommt, ohne direkt geladen zu sein. Je hochgestellter die Familie, desto größer auch die Festlichkeiten bei einer Hochzeit. Im März 1914 verheiratete Nzoja seine älteste Tochter; dabei wurden Feste gefeiert, wie ich es im Hinterland von Kamerun nie für möglich gehalten hätte. Die ganze Stadt war dabei beteiligt. Schon 14 Tage vor der Hochzeit wurde auf dem Marktplatz bekannt gegeben, daß das „Kind der Stadt“ nun bald zu seinem Manne ziehen werde. Diese Bekanntmachung löste unter den Händlerinnen lauten Jubel aus, und geschäftig steckten nachher die Weiblein die Köpfe zusammen, um zu beraten, was jede von ihnen der Prinzessin zu ihrem Ehrentag schenken wolle. „Ich bringe eine Traube roter Bananen,“ sagt eine Frau; mehr kann sie nicht geben, denn sie ist eine der Ärmsten im Land. „Ich habe im Ackerlein hinter meiner Hütte so schönen, großblättrigen Tabak,“ sagt stolz eine andere, „davon soll das Kind der Stadt einen Kranz haben.“ Eine dritte erzählt strahlend von dem schönglänzenden Ruß, den sie durch Verbrennen einer besondern Grasart erhalten hat. „Da wird das Königskind in seinem neuen Hause sich die Feuerstelle und den Fußboden damit einreiben lassen, und es wird prächtig aussehen und die Feuerstelle wird besonders glänzen.“ So freuen sich die einfachen Leute, daß sie durch kleine, ihrem Vermögen entsprechende Gaben ihre Anhänglichkeit zum Königshause zeigen können, und die Vornehmen und Hochgestellten zerbrechen sich die Köpfe, um etwas herauszufinden, was auch in den Augen des Königs Wert hat als Geschenk für sein erstgeborenes Kind.

Ngutane (die Stadt kommt zusammen), die Tochter des Königs, zählt ungefähr 15 Jahre. Seit ihrer frühesten Kindheit ist sie mit einem einflußreichen, stammreinen Bamum verlobt. Dieser

besitzt ein prachtvolles Gehöfte, drei Wegstunden südlich von Fumban. Der glückliche Bräutigam hat bei den Festlichkeiten nichts zu tun, als das Haus für die junge Frau recht schön herzurichten und dann in aller Geduld auf sie zu warten. Seit der ersten Bekanntmachung auf dem Marktplatz bis nach der Hochzeit darf sich der Bräutigam nicht im Bannkreis der Residenz sehen lassen, das würde gegen die Landessitte verstoßen und das Brautpaar in der Achtung des Volkes herabsetzen. Die Braut feiert ihre Hochzeit mit ihren Angehörigen und dem Volke, und das junge Mädchen muß in den Festtagen beinahe Unmögliches leisten mit Tanzen, Schmücken und Vorstellungen.

Die eigentlichen Festlichkeiten wurden durch die junge Braut selbst eröffnet. Nur von einigen Hofwächtern begleitet, begab sich Ngutane am Markttag mitten hinein in das Menschengewühl der Käufer und Verkäufer und warf mit vollen Händen Geld unter die lautjubelnde Menge. Einige Tage später war der große Platz vor dem königlichen Palaste dicht angefüllt mit Menschen. Alt und jung, arm und reich, vornehm und gering, Sklave und Freier, alle hatten der königlichen Einladung Folge geleistet und waren zum Tanze erschienen. Alles war in wiegender, wogender Bewegung, und alles jubelte auf, als die großgewachsene schöne Braut mitten unter das tanzende Volk trat. Niemand von der königlichen Familie begleitete sie. Sie tanzte ganz allein vor den Untertanen ihres Vaters und neigte sich mit unnachahmlicher Anmut bald diesem, bald jenem grüßend zu. Aus dem Häuptlingshofe kamen plötzlich bewaffnete und maskierte Hofwächter angesprungen. In ehrfurchtsvoller Entfernung stellten sich die bewaffneten Leute auf, währenddem die maskierten Tänzer sich unter das Volk mischten und für die Bewegung im Tanze das Tempo angaben. Eine greuliche Maske, einen Büffel vorstellend, bewegte sich beständig in der Nähe der

Prinzessin, lag bald in tiefer Ehrfurcht vor ihr auf der Erde, umtanzte sie bald mit komischen Sprüngen und sprang dann wieder mit lautem Geschrei in die aufkeisende Menge hinein. Ohne Zweifel war die Hofwächterschar zum Schutze des einsam tanzenden Mädchens ausgezogen. Zum Tanz mit dem Volke war die Königstochter in ihrer gewöhnlichen Kleidung gegangen, und kein Schmuck hätte dem Uneingeweihten verraten, daß die junge Tänzerin das Kind des Königs und eines hochgestellten Mannes Braut sei. Aber schon der Abend desselben Tages zeigte sie in bräutlichem Schmuck. Ngutane ist durch die Hochzeitstoilette eine ganz andere geworden. Fremd mutet vor allem die hohe Frisur an, und die Stachelschweinstacheln, die links und rechts neben den Schläfen und oben auf dem Scheitel stecken, geben der Prinzessin beinahe ein kriegerisches Aussehen. Sie trägt an ihrem Ehrentage die Frisur der Frauen von Nisum. Das weiße Gewand, nach beinahe europäischem Schnitt, ist reich bestickt, und Nzoja erzählt freudestrahlend, daß er die Zeichnung zur bunten Stickerei selbst entworfen habe. Dieses Kleid ist ein Beweis dafür, daß das Neue sich doch allmählich Bahn bricht, und daß Altes in den Hintergrund gedrängt wird. Die Jungen in Bamum würden sich an dem europäischen Brautgewand kaum gestoßen, aber alten, konservativen Bamumleuten würde die so aufgeputzte Braut nicht gefallen haben. Das wußte Nzoja recht wohl, darum ließ er sein Kind über das europäische Festgewand noch den großen Lendenschurz tragen, den die Königstöchter früher an ihrem Ehrentag anhatten. Hals, Arme und Beine der Braut waren mit uraltem Schmuck behangen, und um die Arme und Lenden lagen weich und geschmeidig Streifen aus Leopardenfell. Eine Kette, bestehend aus langen, schwarzen Glasperlen, zwischen denen zahlreiche Löwenzähne beinahe gefährlich herausstanden, reichte bis zum Gürtel hinunter. So geschmückt, trat die Braut an der Hand ihres Vaters

hinaus auf den Marktplatz, wo beide von einem tausendstimmigen Jubelschrei empfangen wurden, und das frohe Händeklatschen wollte kein Ende nehmen. Verwirrt und erstaunt schaute die Heldin des Tages um sich. Plötzlich wurde es ganz kirchenstill. Der König winkte

Königstochter in Brautschmuck.

zwei Beamten, von denen jeder einen kleinen Korb in den Händen hielt. In einem der Körbe war trockene, rote Erde aus dem Hofe des Palastes, der andere war angefüllt mit den kleinen Körnern der Durrapflanze. Der König nahm ein wenig von der Erde, bestrich damit die nackten Vorderarme seines bräutlichen Kindes und schüttete

den Rest in eine große Tasche, die der Braut an den Arm gehängt wurde. Dann nahm er eine Hand voll der kleinen Körner und warf sie seiner Tochter ins Gesicht und ins krause Haar, wo viele der Sämlein hängen blieben und wie rötliche Edelsteine glänzten. Ich fragte nach der Bedeutung dieser symbolischen Handlungen und man erzählte mir, daß die Erde aus dem väterlichen Gehöfte ein gutes Mittel gegen das Heimweh sei. Ngutane wird nun in das entlegene Gehöfte ihres Mannes ziehen. Sie kennt dort weder die Menschen, noch die Verhältnisse, denn sie ist niemals dort gewesen. In den ersten Monaten darf die junge Frau auch keinen Besuch zu Hause machen, so will die Sitte ihr das Heimischwerden im neuen Gehöfte erleichtern. Es ist natürlich selbstverständlich, daß das ängstlich behütete Königskind sich nun in den neuen Verhältnissen einsam fühlen, und daß das Heimweh mit Macht über die junge Frau kommen wird. Da soll sie dann die Tasche hervorholen, sich die Heimaterde gründlich betrachten und daran denken, daß nach der kurzen Probezeit ihr das Vaterhaus wieder offen steht, und daß sie ihren letzten Schlaf auch einmal wird in Heimat-erde tun dürfen. — Mit den Sämlein, die der König seiner Tochter ins Antlitz wirft, spricht er den Wunsch aus, sein Kind möge die Mutter eines gesunden und wohlgeratenen Geschlechtes werden. So hat auch dies heidnische Volk manche wunderhübsche Sitte, und manches könnte für den, ach so übersättigten und komplizierten Europäer, herzerquickend und lehrreich sein.

Nun steht also unser Prinzglein in vollem Schmuck vor dem jubelnden Volke. Einer der Königsväter ergreift eine große Doppelglocke, die mit kurzem Schläger geschlagen wird, ein zweiter Königsvater läßt sich die Braut auf die Schultern laden und umzieht mit seiner kostbaren Last den großen Marktplatz, gefolgt von den händeklatschenden, lautjubelnden Frauen der königlichen Familie.

Der bunte Zug schlängelt sich zwischen den zurückweichenden Zuschauern durch und nimmt sein Ende bei der Hütte der Brautmutter. Müde und abgespannt von der Anstrengung des Feierns, läßt das „Kind der Stadt“ sich nun vom Mütterlein pflegen. Die festfrohe Menge zerstreut sich in ihre Gehöfte und Hüttlein, und die herabsinkende Nacht sieht nichts vom lärmenden Feste des vergangenen Tages. Der folgende Tag soll der richtige Hochzeitstag sein. Die Geschenke des Volkes häufen sich im Häuptlingshose ins Fabelhafte. Mais, Bananen, Süßkartoffeln, Tabak, Baumwolle und glänzender Ruß liegen als Gaben der Armen in großen Haufen. Die Begüterten bringen Hühner, Enten, Ziegen und Schafe. Vornehme Frauen bringen auf flachen Körben kostbare Tücher. Der Onkel des Königs schenkt der Braut ein europäisches Bett, und ein Reicher der Stadt läßt der Königstochter sechs kräftige Sklaven als Hochzeitsgabe zuführen. In früher Morgenstunde geht ein königlicher Sklave hinab in das Gehöfte des Bräutigams. Er sucht gewissenhaft jedes Frauenhaus und jedes Sklavenhüttlein des stattlichen Gehöftes ab und löscht überall die Feuerlein, die auf dem offenen Herde glimmen. Mit dem Einzug der Königstochter soll auch „königliches Feuer“ in das Gehöfte kommen, und der jungverheirateten Frau fällt die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, daß ein Jahr lang das Feuer von daheim nicht verlösche. Ist sie unachtsam und läßt das Feuer aus ihres Vaters Hause ausgehen, so muß sie sich beim König neues Feuer „kaufen“ und dem Vater für eine brennende Fackel eine junge Sklavin geben. Wie wunderbar fein und zart ist auch diese Sitte wieder! Wie eine ernste Predigt für Menschen, die auf ihren gottgeweihten Altären so gerne fremdes Feuer unterhalten.

Der Auszug des Königskindes war prächtig; nur mutete es den Europäer sonderbar an, daß weder Vater noch Mutter die

Braut begleiteten. Auf eine diesbezügliche Frage sagte die Mutter beinahe traurig: „Ich darf Ngutane nicht begleiten, denn nun muß sie ihren Mann lieber haben als mich, deshalb bleibe ich hier.“ An Stelle der Eltern begleiteten Brüder und Schwestern des Königs die Braut in das Haus ihres Verlobten und die königliche Musikkapelle mit Trommeln, Posaunen, Trompeten und andern Lärminstrumenten war mit im Festzug. Eine Reiterabteilung auf prächtig aufgezäumten Pferden machte den Beschluß und sorgte dafür, daß die festfrohe Menge nicht ungestüm nachdrängen konnte. Bis vor die Stadt hinaus wurde das „Kind der Stadt“ wieder von einem Königsvater getragen. Die ausziehende Braut saß rittlings auf den Schultern des Mannes, der fast zusammenbrach unter seiner kostbaren Last, und das Freudengeschrei der Zuschauer begleitete sie. Die Vuben kletterten flinkbeinig in die höchsten Bäume, um das seltene Schauspiel ja recht genau zu sehen. — Vor der Stadt draußen erwartete ein schöner Nappe, das letzte Hochzeitsgeschenk des Vaters, das Mädchen. Ngutane, des Reitens unfundig, setzte sich nur zagend in den roten Ledersattel und hatte sich auf den Schultern des „Herrn Ministers“ wohl sicherer gefühlt; auf des Königs Geheiß liefen aber vorsorglich zwei Sklaven neben dem lammfrommen Köhlein einher, und langsam bewegte sich der Zug südwärts und erreichte bei sinkender Sonne die neue Heimat der Königsstochter. Der Festzug hatte an manchem Kreuzweg vorüberzugehen und der Bräutigam mußte den Leuten, deren Hütten dort standen, nach der Hochzeit je fünf Mark bezahlen als Dank dafür, daß sie ihm sein Bräutchen nicht „gestohlen“ hatten, sondern den Festzug ruhig passieren ließen. — So wird in Bamum am Häuptlingshofe Hochzeit gefeiert, und das königliche Familienfest wird zum brausenden Volksfest, und alle, groß und klein, reich und arm, haben ihren Anteil daran.

Wir haben aber in Bamum auch keine Volksfeste, die in keinem Zusammenhang mit den Ereignissen in der königlichen Familie stehen. Der Neger macht's ganz wie der Europäer, oder besser gesagt, wie jedes Volk der Erde: er sucht im Kreislaufe des Jahres die verschiedenen Zeitabschnitte festlich zu gestalten. Wie bei nordischen Völkern die Winter-Sonnenwende Anlaß zu großer Freude gab, so feiert Ende März das Bamumvolk die Wiederkehr der segenspendenden Regengüsse, freilich erst dann, wenn die Felder bestellt und dem dampfenden Boden die verschiedenen Saaten anvertraut sind. Wie alle Feste, wird auch dieses auf dem Platz vor dem Königshofe abgehalten. Es ist auffallend, daß bei öffentlichen Tanzbelustigungen, die selbstverständlich den Haupttheil jedes Festes ausmachen, die Frauen nur sehr passiven Theil haben. Sie stehen in einem Viereck aufgestellt, in dicht aufgeschlossener Reihe um den Tanzplatz herum, wiegen sich nur wenig in den Hüften und schwingen im Takt eine kleine Kassel, oder klatschen nach dem Tempo des Tanzes in die Hände. Die Männer dagegen geben sich leidenschaftlich dem Tanzvergnügen hin. Die tonangebenden Tänzer sind maskiert. Sie tragen ein Gewand, das über dem Haupt des Tänzers zusammengebunden ist und ihn somit vollständig verhüllt. Ein kleiner Schlitze im Gewand erlaubt der Maske, sich zu orientieren. Ein schwerer, geschnitzter Holzkopf sitzt auf dem Kopf des Tänzers, und Franzen aus Gras verhüllen dem Zuschauer die Mechanik der schweren Tanzmaske. Die Tänze der Bamum sind wild und ausgelassen, gerade so, als ob der unbekannte Maskentänzer sich in seiner Verhüllung nun einmal austoben möchte. Ab und zu mischt sich der König auch als Maskierter unter die Tänzer; er gibt ihnen an Geschick und Behendigkeit nichts nach. Sobald er aber von den Zuschauern erkannt wird, verschwindet er vom Schauplatz und erscheint nach kurzer Zeit wieder in seiner gewöhnlichen Klei-

dung. Ein lärmendes Kriegsspiel der Beamten endet beinahe jedes Fest.

Das größte Fest in Bamum ist das „Erntefest“. Es findet im Juli oder August statt, je nachdem die Witterung das Einbringen der ersten Ernte gestattet. Vier Wochen vorher läßt der König auf dem Marktplatz den Festtag bekanntgeben, und daß bis dahin alle Abgaben entrichtet sein müssen. Jedes Familienoberhaupt weiß, wieviel von dem Ernteertrag seiner Felder als Abgabe in die königlichen Vorratskammern wandern muß. Diese Steuern richten sich für jeden Hofeigentümer nach der Größe seines Besitztums und nach der Zahl seiner Arbeitskräfte, d. h. seiner Frauen und Sklaven. Die Abgaben sind verhältnismäßig groß. Unser Nachbar, ein reicher Bamum, hatte jedes Jahr 400 Körbe Mais, 400 Körbe Durra Korn und 200 geräucherte Feldratten abzuliefern. Ist die Ernte schlecht ausgefallen, so gibt's beim König ein Bittgesuch um Verminderung der üblichen Steuern. Diesem Gesuch wird dann auch entsprochen. — In den Tagen vor dem großen Fest häufen sich die Lebensmittel im Häuptlingsgehöfte ins Ungeheure, und man begegnet auf seinen Gängen manchem langen Sklavenzuge, schwer beladen mit Feldfrüchten, geräuchertem Fleisch, getrockneten Fischen, Geräten und Tüchern. In den Gehöften ist's in den Tagen vor dem Fest bis tief in die Nacht hinein lebendig. Dampfdröhnende Trommeln geben aus allen Herrenhäusern weit über die Stadt hin das Zeichen, daß das festfrohe Volk bereit sei, zu feiern. Mich erinnerten diese kurzen nächtlichen Trommelzeichen immer ein wenig an die Höhenfeuer, die von Berg zu Berg einander zuzuwinken scheinen: „Wir sind auch da und wir feiern mit.“ All die vielen Naturalien kommen zum großen Teil in die Häuser der Königsfrauen und werden dort zubereitet, um am Festtage in den Schüsseln der Festteilnehmer zu verschwinden. Denn ein rechtes

Volksfest soll das große Erntefest sein, und bis zum letzten Sklaven soll sich jeder freuen und von des Königs Tische gesättigt werden. Was ist da am Festtag für eine wogende Menge auf dem großen Marktplatz! Lautes Lachen ertönt, frohes Plaudern summt, und jeder Festteilnehmer ist fröhlich und zufrieden. Die Frauen haben ihre kunstvollen Frisuren dem festlichen Tag zu Ehren neu gemacht; sie haben die schönsten Tücher hervorgesucht, und blinkender Schmuck liegt um den Hals und die feinen Handgelenke. „Festkönige“ drängen sich lachend durch das Gewühl der Menge und bieten ihre „Medizin“ an, „umsonst und ohne Geld.“ Diese Medizin besteht aus Erde, vermischt mit geriebenem Rotholz und wird von den Festkönigen selbst den „Käufern“ an die Stirn gestrichen. Frägt man etwa nach der Wirkung des Mittels, so sagt der Festkönig lachend: „O, wer gesund ist, der bleibt gesund, und wer mager ist, wird sicherlich, wenn er genügend zu essen hat, beleibt und kugelrund werden.“ Diese Festkönige sind das Glück der Kinder. Sie tragen als Erkennungszeichen über ihrer Kleidung ein Fischehörn, und ihr Hut weist als Garnitur zahlreiche Schädel kleiner Tiere auf. Die lustigen Jungen und die fröhlichen Mägdlein springen jubelnd den also Verkleideten nach und schreien: „O Festkönig, gib auch mir von deiner Medizin.“ Und wenn der Angerufene Miene macht, sich nach den kleinen Bettelsäcken umzudrehen, so stieben sie mit lautem Gekreis aus einander, um ihn bald wieder zu verfolgen.

So laut und lärmend draußen auf dem Marktplatz gefeiert wird, so still und gediegen geht es am Erntefest im Königspalaste zu. In der „Halle des Kriegsrates“ steht auf einer kleinen Bodenerhöhung der Thron des Königs. Nur einmal im Jahr, eben am Erntefest, ist dieses Prunkstück zu sehen und wird von jung und alt gebührend bewundert. Der königliche Sitz ist aus einem Holzstück geschnitten und ganz mit bunten Glasperlen und kleinen, weißen

Muscheln überzogen. Er ist ein ehrwürdiges Altertum und wird von den Hofwächtern als ein unersetzliches Kleinod gehütet. Um die Mittagszeit füllt sich die große Halle mit Menschen. Bewaffnete Hofleute nehmen hinter dem Thron Stellung, und die ersten Beamten, in kostbaren Kleidern, stehen in schöner, zwangloser Gruppierung um den Perlenstuhl. Königsfrauen und KönigsKinder stehen im Hintergrund; der Platz dem Thron gegenüber ist leer. Das leise Summen vieler Stimmen verstummt plötzlich, denn Seine Majestät erscheint. Nzoja ist nur von zwei Beamten begleitet; aber bei seinem Eintritt in die Halle springen schnell die Königsväter herbei, um ihm beim Ersteigen des hohen Thrones behilflich zu sein. Heute ist Nzoja ganz König. Das blütenweiße Gewand kleidet ihn außerordentlich gut, und der neue, weiße Turban hebt seine glänzendbraune Hautfarbe prächtig hervor. Kaum hat er Platz genommen, treten auch schon einige Männer herein und stellen sich angesichts des königlichen Sitzes auf. Diese Männer sind die „Unterhauptlinge der Landschaft Bamum.“ Sie sind gekommen, um Bericht zu erstatten. Sie bringen Wünsche und Klagen vor und erzählen laut und ihre Rede mit Gebärden begleitend, was im Laufe des Jahres jenseits der Stadtgräben sich ereignet hat. Schweigend hört König Nzoja zu. Nachdem sie geendet, beginnt er zu sprechen. Klar und deutlich fällt Wort auf Wort. Bald ist's ein warmer Dank für geleistete Dienste, bald freundliche Anerkennung für irgendeine Tat, dann wieder umsichtiger Rat oder auch herber Tadel. Jede Rede des Oberhauptes wird natürlich mit dem üblichen Händeklatschen verdankt, und darauf verlassen die Berichtserstatter die Halle. Jetzt wird dem König ein schön geschnitztes Ruhhorn gereicht, das bis zum Rand mit Palmwein gefüllt ist. Es kommt nun der wichtigste und feierlichste Augenblick des ganzen Festes. Alle Zuschauer sehen mit Spannung nach dem Hallen-

eingang, durch welchen in langem Zuge 17 Herren treten. Es sind dies die Nachkommen der 17 Getreuen, die vor vielen hundert Jahren mit dem ersten Bamunkönig Nsa're aus Nifum geflohen waren und in Not und Gefahr unentwegt zu ihm gehalten hatten. Dafür wurden sie und ihre Erben auf ewige Zeiten von Dienst-

König Nzoja auf dem Perlethron.

barkeit befreit; die Herren leben auf ihren großen und schönen Besitztümern. Der Tag der Ernte ruft sie in die Stadt, und da erneuern sie jedes Jahr vor dem versammelten Volke den Eid der Treue. Sie nähern sich dem König in gebückter Stellung und schlürfen ein wenig von dem Palmwein, den Nzoja ihnen in die dargebotenen hohlen Hände gießt. Niemand spricht ein Wort, aber

wir lassen uns hernach den wortlosen Treuschwur in unsere Sprache übersetzen, und da heißt er folgendermaßen: „So wie wir von dir, o König, den Palmwein ohne allen Argwohn entgegennehmen und gerne glauben, daß kein Gift darin enthalten ist, so sollst du auch von deinen Vasallen wissen, daß sie treu, wie ihre Vorfahren, zum Königshause stehen werden, und daß in ihren Herzen kein Falsch und keine Tücke zu finden sind.“ Es ist ein wunderschönes Bild, diese Vereidigung. Der Ernst des Häuptlings ist prachtvoll, und diesen Männern sieht man es an, daß der Wille zur Treue aufrichtig ist. Das ist eben auch wieder ein Moment, wo man die Gewißheit bekommt, daß der Neger nicht minderwertig ist. Mit der Vereidigung der 17 Freiherren ist das offizielle Fest zu Ende. - Der Häuptling wird vom Throne gehoben und verläßt, von seinen drei Vätern begleitet, die Halle des Kriegsrates, und die Zuschauermenge mischt sich draußen auf dem Marktplatz unter das lautfeiernde Volk. Bei Speis und Trank, die der Häuptling leistet, läßt man Seine Majestät hochleben. Erst die Nacht setzt dem frohen und lauten Treiben ein Ende. Noch ab und zu hört man von entlegenen Wegen her den frohen Juchtschrei eines heimkehrenden Festteilnehmers.

Es wäre noch manches zu erzählen von nächtlichen Tänzen, die leider das Licht des Tages und das Auge der Europäer scheuen müssen; da mag es ohne Sünde nicht abgehen. Wir Missionsleute kennen sie nur vom Hörensagen und vom Lärm, der zu uns dringt. Der fröhlich feiernde Neger ist uns lieber. Wir gönnen ihm von Herzen die harmlosen Freuden, wünschen aber nichts so sehnlich, als daß er etwas finde, was hernach sein Herz nicht so leer und öde lasse.

7. Kapitel.

Trübe Tage.

Der Neger ist Fatalist. Er feiert seine Feste mit beinahe kindlicher Fröhlichkeit und läßt dabei seinem Schönheitsinn viel Spielraum; aber wenn Not und Leid kommen, versagt seine Widerstandskraft, und beinahe stumpfsinnig steht der Eingeborene einem schweren Schicksal ohnmächtig gegenüber. Er besinnt sich auf kein Mittel, das Unglück abzuwenden, ja er tut selten etwas, um es zu verhüten. Besucht man einen von irgendwelchem Mißgeschick betroffenen Neger, und sucht ihn zu trösten oder aufzurichten, so bekommt man sicherlich die stereotype Antwort: „Was kann man tun, wenn eine Gotttheit ein Unglück schickt? Man muß es eben annehmen und darf sich nicht dagegen wehren.“

Ich denke da besonders an die vielen und großen Feuersbrünste, denen ganze Stadtteile zum Opfer fallen, und wobei Menschen und Tiere ums Leben kommen. Die Feuersgefahr ist im Grasland immer vorhanden, zur Zeit der Dürre sowohl, als in der Regenzeit. Wenn zur Regenzeit starke Gewitter niedergehen, dann fährt der Blitz leicht in das hohe Grasdach eines Herrenhauses, und wütend frist das gierige Feuer um sich. Was soll da der Mensch sich wehren, wenn „die Heren von oben auf sein Haus springen und es verzehren?“ Beinahe baumlos liegt die Stadt in einem unabsehbaren Meer von wogendem Elefantengras, und wenn die Trockenzeit im November mit glühender Sonne und

starken Winden einsekt, dann wird das hohe Gras schnell dürr. Dann kommt für unsere Männer die fröhliche Jagd. Es wäre aber gefährlich, durchs dichte Gras dem Wilde nachzustreifen, und auch der schwarze Jäger will sein Jagdrevier übersehen. Deshalb brennt er die grasbestandenen Höhen und Täler ab. Was kümmert's ihn, wenn hohe, schöne Palmen dabei zugrunde gehen, oder wenn werdender Wald ein Raub der Flammen wird? Was kann er dafür, wenn glühende Grasbüschel, vom Winde fortgetragen, sich auf das Dach eines Hauses setzen und die Wohnstätte in kurzer Zeit zum rauchenden Trümmerhaufen wird? Oder ist es etwa seine Schuld, wenn ganze Stadtteile in Schutthaufen sich verwandeln, nur weil es in Bamum Sitte ist, die Häuser der Gehöfte recht nahe zusammenzubauen? Einsichtsvolle Hofbesitzer lassen wohl, wie sie's von den Missionaren gesehen haben, zur Zeit der Grasbrände rings um ihre Gehöfte herum das hohe Gras schlagen; aber das ist noch keine absolute Garantie, denn die leichten Feuerbrände fliegen oft, besonders bei starkem Wind, kilometerweit. Die deutsche Regierung hat zwar verboten, das Gras während des Tages abzubrennen, da immer am Tage starke Winde wehen. Die Abende sind gewöhnlich windstill, und die Feuersgefahr ist dann kleiner. Aber an dieses Verbot kehren sich noch lange nicht alle Hofbesitzer; man brennt eben sein Gras ab, wenn es einem paßt, und so, wie man's zu des Großvaters Zeiten gemacht hat, so will's der starrköpfige Neger auch heute noch machen.

Ist irgendein Gehöfte vom Feuer bedroht, so tritt die „Fumbaner Feuerwehr“ in Tätigkeit. Das ist nun freilich keine organisierte Truppe, sondern, wer von den jungen Leuten des Gehöftes gerade verfügbar und vor allem schwindelfrei ist, der nimmt an dieser Arbeit teil. Mit den langen Blättern der Banane bewaffnet, erklettern unsere Feuerwehrleute die gefährdeten Hütten und schlagen

wütend nach den daherfliegenden Feuerbränden; aber es kann doch geschehen, daß ein brennender Grasbüschel hoch über ihre Köpfe fliegt und sich hinter ihrem Rücken auf ein unverteidigtes Hüttlein des Gehöftes niederläßt. Dann ist das Unglück da, und die Arbeit der Männer ist vergeblich geworden; sie müssen schnell von den Dächern heruntersteigen und ihre Heimstätten dem wütenden Element preisgeben.

Strahlend war am 1. Februar 1914 die liebe Sonntags- sonne über Fumban aufgegangen, und man versprach sich einen prach- vollen Tag. Doch, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! Freilich war im Verblaffen das Himmelsgestirn noch ebenso schön, wie beim Beginn seines Tageslaufes, nur, was die scheidende Sonne beschien, war überaus traurig, und die rauchenden Trümmerhaufen von etwa 250 Wohnstätten redeten eine beredte Sprache von der Ohnmacht unseres Völkchens bei einem Brandunglück. Um die Mittagszeit wurde im Osten, weit hinter der Stadtmauer eine kleine Rauchsäule sichtbar. Man schenkte ihr wenig Beachtung, denn sicherlich rührte sie von einem harmlosen Grasbrand her, den ein jagd lustiger Neger verursacht hatte. Aber ein starker Ostwind erhob sich und trug das Feuer auf raschen Flügeln in die Nähe der großen Stadt. Die Rauchsäule wurde zur schwarzen, drohenden Wolke. Ab und zu sprang aus dem Qualm eine haushohe Flamme auf, als ob sie als Gesandter des Feuers Umschau halten müßte. Schon hörte man das laute Knistern des Feuers in den dürrn Halmen, und es war wie eine feindliche Attacke auf unsere stille, schöne Stadt. Da, auf einmal springt eine Flamme fauchend auf die Stadtmauer und verschlingt gierig ein Gebüsch, das in der langen Friedenszeit harmlos zwischen den Schießscharten der niedern Lehmmauer gewuchert hat. Die kleine Flamme im sterbenden Strauch bückt sich, als ob sie beim Erklimmen der Mauer ihren Kameraden

helfen müsse. Dann fährt sie wirbelnd in die Höhe, nimmt einige glühende Blätter des brennenden Gebüsches mit und setzt sich triumphierend auf das hohe Grasdach des stattlichen Herrenhauses, das dort an der Stadtmauer steht. Das Gebäude ist natürlich verloren und mit ihm all die netten Frauenhäuser, die sich so sicher wähnten im Schutze des großen Hauses. Ein kleines Gehölz scheint dem wütenden Element Einhalt zu tun; aber die nimmersatte Flamme ruft den brausenden Wind zu Hilfe. Sie packt einen Strohwisch, läßt sich vom Wind über die höchsten Bäume des kleinen Gehölzes tragen und entzündet noch ein Gehöfte. Die Neger geben sich kaum Mühe, ihre Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen, aber der europäische Kaufmann läßt vorsorglich sein Lager räumen. Alles wird aus dem gefährdeten Hause auf den Hof hinausgetragen und dort mit nassen Bananenblättern zugedeckt. Die Gefäße, die Petroleum enthalten, werden weit weggebracht; denn das Feuer dringt siegreich vor. Aber sein Verbündeter, der brausende Wind, dreht sich plötzlich und jagt die Flammen in nördlicher Richtung dem Königsgehöfte zu. Alles fällt dem wütenden Element zum Opfer, Häuser, Ställe, Farmen. Krachend stürzen die brennenden Mauern zusammen, und in kurzer Zeit sind blühende Wohnstätten in rauchende Trümmerhaufen verwandelt. Da, plötzlich der Schrei: „Die Häuser der Königsfrauen brennen!“ Und richtig, dort ist alles in heller Glut. Ganz sinnlos rennen die erschreckten, vom Feuer überraschten Frauen noch in ihre Hütten hinein, wenn die Flammen schon auf dem trockenen Gras des Daches tanzen. Ungefähr 120 Frauenhäuser fallen dem rasenden Element zum Opfer. Die Hitze ist so groß und der Boden so heiß, daß man in beträchtlicher Entfernung vom Feuerherd kaum stehen kann, und die Luft tanzt vor unsern Augen. Nahe Bäume, eben noch grün, werden dürr und die Blätter schrumpfen zusammen; Steine springen

krachend auseinander, und gerettete Gegenstände, die auf der glühenden Straße liegen, schwelen langsam, um plötzlich aufzulodern und in ein Nichts zu versinken. Teilnahmslos schauen die Königsfrauen in die Glut und lassen das Unglück stillschweigend über sich ergehen. Nur ein junges Weiblein sehen wir hinter der kleinen Mauer am Königshofe stehen und bitterlich weinen. Die hellen Tränen rinnen ihr über die braunen Wangen, und der Schmerz um zerstörtes Eigentum schüttelt sie. Verwundert schaut das kleine Mädchen auf ihrer Hüfte bald die weinende Mutter, bald die brennenden Häuser an. Auf ihrem Dach hat der wutschnaubende Zerstörer sich zuerst niedergelassen, und es blieb dem überraschten Weiblein kaum genug Zeit, das kleine Prinzeklein in Sicherheit zu bringen.

Da, ein Windstoß packt die Flamme und setzt sie jauchzend auf das Haus der Königin-Mutter. Wütend schlagen flinke Sklaven mit Bananenblättern auf das Feuer los; aber sie richten nichts aus, sondern müssen der Übermacht des gierigen Feindes weichen und den europäischen Palast preisgeben. Auch in der königlichen Mühle findet das Feuer reichliche Nahrung, und von dort braust es hinunter ins Thal, wo die Hütten der Sklaven stehen. Nichts retten die Ärmsten, denn sie sind alle zum Hilfsdienst ins Königsgehöfte befohlen, und ungehindert tut das Feuer sein furchtbares Zerstörungswerk. Aber hier, in diesem stillen Thal, wo keine Winde hinkommen, erstickt es endlich.

In kurzer Zeit ist ein beträchtlicher Teil der großen Stadt ein Raub der Flammen geworden. In langem Zuge kommen die Frauen von der nahen Quelle, tragen mit Wasser gefüllte Kürbiskflaschen auf den Köpfen und schütten, um ein neues Unglück zu verhüten, den Inhalt in die rauchenden Trümmer ihrer zerstörten Wohnstätten.

Ein wenig abseits, auf einer kleinen Anhöhe vor dem königlichen Gehöfte, stehen drei Häuptlingsfrauen, schweigend und traurig. Starr schauen sie hinüber zu den rauchenden Ruinen ihrer Wohnungen.

Keine spricht ein Wort und niemand errät, was in ihrem Innern vorgeht. Die ganze Ohnmacht und Stumpfheit des Negers dem Unglück gegenüber liegt auf den bewegungslosen Mienen der drei Frauen. Wie leid sie einem tun! Wie gern man trösten und aufrichten möchte! Doch, da kommt die Freude. Eine vierte, noch sehr junge Häuptlingsfrau nähert sich den drei Betrübten. Sie trägt auf der Hüfte ein liebliches Kind. Mit unaussprechlicher Liebe betrachtet sie das kleine Wesen und fährt ihm immer und immer wieder mit beinahe scheuer Zärtlichkeit übers dunkle Krausköpfchen. Jede der drei Frauen will das Kindlein einige Augenblicke auf den Armen halten. Jede betrachtet es beinahe ehrfürchtig, und mir kommt der Gedanke, das Kindlein sei dem grausigen Flammentod auf wunderbare Weise glücklich entronnen. Eine stille, dankbare Freude liegt auf den Gesichtern der Frauen und sie vergessen für Augenblicke das große Unglück, das am strahlendsten Sonntag über die friedliche Stadt hereingebrochen ist.

Wenn die Feuer ausgebrannt sind und die Gefahr vorüber ist, dann hat der Neger den Verlust seiner Heimstätten schnell verschmerzt. Er eilt nicht mit dem Wegräumen der Schutthaufen und auch nicht mit dem Wiederaufbau seines Gehöftes. Wochen, ja monatelang kann er, ohne daß es ihm irgendwie peinlich wäre, die Gastfreundschaft eines Nachbarn oder eines Verwandten in Anspruch nehmen, und Frauen und Kinder werden in schlechtgebauten, provisorischen Hütten untergebracht. Selbst der Häuptling macht da keine Ausnahme, obwohl er Arbeitskräfte genug hätte, um die zerstörten Frauenhäuser schnell wieder aufzubauen. Die obdachlosen „Königinnen“ mußten mit ihren Kindern über ein Jahr warten, bis die neuen Hütten fertig waren und während dieser Zeit mit andern Königsfrauen zusammen wohnen, deren Häuser beim großen und schrecklichen Brand verschont geblieben waren.

Nicht weniger zu bedauern ist unser liebes Völklein, wenn Krankheitsnot kommt. Pockenepidemien muß es früher viele gegeben haben, das beweist so manches Gesicht, das jetzt durch tiefe Narben entstellt ist. Vom König ließ ich mir sagen, daß Pockenfranke erbarmungslos aus der Stadt hinausgetrieben wurden und sich dann einfach selbst überlassen blieben. Da mag manches Leben buchstäblich zugrunde gegangen sein, das bei richtiger Pflege hätte gerettet werden können. Der Neger kennt keine Mittel, diese böse Krankheit zu bekämpfen, und hat keine Liebe, dem hilflosen Nächsten beizustehen. Die deutsche Regierung hat in weiser Vorsorge auch in Bamum den Impfwang eingeführt; lächerlich ist es, wie der Neger vor dem kleinen Messerlein des operierenden Arztes oder Beamten zittert; lächerlich, wie er kein Mittel unversucht läßt, dieser harmlosen Prozedur aus dem Wege zu gehen, und lächerlich, mit was für radikalen Mitteln der Impfwang gehandhabt werden muß. Mit Trommeln, Trompeten und andern lärmenden Instrumenten werden die Untertanen vom Häuptling auf den Marktplatz befohlen, und schnelle Boten eilen in die entlegensten Gehöfte, um Säumige herbeizuholen. Wenn der Marktplatz von Menschen angefüllt ist, wird er von Soldaten der kaiserlichen Schutztruppe abgesperrt und mit aufgepflanztem Bajonett bewachen sie die Menge, die sich unter den großen Bäumen lagert und zitternd wartet, bis die Reihe des Geimpftwerdens an jeden kommt.

Traurig und trostlos sind die Zustände in einem Gehöfte, wo der böse Ausfah sich eingenistet hat. Auch da zeigt sich wieder so recht der Fatalismus des Negers. Bei der großen Ansteckungsgefahr des Ausfahes sollte man denken, auch ihm wäre die Einsicht gekommen, seine Kranken abzusondern. Doch davon ist keine Rede. Das gesunde Kind schläft mit seiner ausfahigen Mutter auf einem Bett, ist mit ihr aus einer Schüssel, raucht mit ihr aus einer

Pfeife und schmückt sich wohl mit den Prunktüchern, mit denen die kranke Mutter sich an Festtagen zu schmücken pflegt. Da ist's denn kein Wunder, wenn bald auch das Kind eine Beute der traurigen Krankheit wird. Man kann Gehöfte besuchen, wo einem das Mitleid schüttelt um die vielen Bewohner, die mehr oder weniger von diesem grauenvollen Würger gezeichnet sind, und man möchte den Armen so gerne helfen in ihrer Not und ihnen begreiflich machen, wie nötig die Absonderung der Ausäsigen ist, doch, da rennt man wieder gegen eine Mauer. „Ausak ist nicht so schlimm wie die Pocken,“ heißt es etwa, „Pockenranke hat man immer abgesondert, aber unsere Ausäsigen haben wir immer in unseren Gehöften behalten, bis sie gestorben sind.“ Es muß schon eine sehr rasch verlaufende und heftige Krankheit sein, bis sich der Neger dazu entschließt, etwas zu tun. Der Neger sieht nicht in die Weite, ermist die Gefahr des Ausakes darum nicht, weil die böse Krankheit schleichend kommt und nur allmählich schmerzhaft wird. — Ohne eine Widerrede wird sich aber der Neger fügen, wenn die europäische Regierung des Landes die Ausäsigen in Asyle sammelt und das Zusammenleben von Gesunden und Kranken verbietet.

In seiner Krankheitsnot sucht besonders der vornehme Bamum seine Hilfe beim Zauberer oder Medizinmann. Der arme Mann stirbt ohne Pflege, ohne Mittel, meist auch ohne zu wissen, was ihm fehlt, denn er hat nicht genügend Geld, um dem „allweisen“ Zauberer seine Dienste zu vergüten. Die gefürchteten Zauberer sind gewissenlose Leute. Sie bereichern sich mit dem Geld des Kranken, der durch List und mit viel Hokus Pokus hinters Licht geführt wird, und es nicht wagt, ein Wörtlein gegen den Allmächtigen zu sagen. Hat er doch das Leben eines jeden in seiner Hand und verfügt er doch über geheime Kräfte, die seinen Feinden schweren Schaden zufügen können. So ist der Neger, wenn er den Zauberer

ruft, ihm auch vollständig ausgeliefert und erinnert an ein Tierlein, das, angesichts einer Riesenschlange, vor Schrecken starr wird und sich nicht mehr retten kann. Er ist ihm mit Leib und Seele verfallen, bis die Krankheit sich irgendwie wendet.

Drei ausfägige Knaben.

Selbst die Mission steht dem mächtigen Zauberer ohnmächtig gegenüber und wird vielfach durch ihn gehemmt. Oft besuchte ich in Fumban einen alten Herrn, der in seinem Leben viel Schweres erfahren hatte. Er freute sich über die Botschaft des Friedens und es schien, als sollte über seinem Lebensabend freundlich und versöhnend das Wort stehen: „Um den Abend wird es licht.“ Da wurde mir eines Tages die Botschaft, der alte Mann sei krank.

Mit meinem Sprachlehrer ging ich in das Gehöfste. Wie anders war es nun da als früher! Keine Sonne schien über dem schönen Besitztum aufgegangen zu sein. Viele Frauen saßen tieftraurig und todmüde vor dem Herrenhaus, und nur scheu schauten die sonst so Gesprächigen zur weißen Besucherin auf. Auf alle meine Fragen blieben mir die Frauen die Antwort schuldig und hatten als ganzen Bescheid nur ein Achselzucken oder ein Kopfnicken. Eine eisige Luft der Unfreundlichkeit und Abwehr umgab mich, und schweren Herzens trat ich mit meinem Begleiter in das Haus. Ein schwaches Feuer erhellte nur düster den dämmerigen Raum und warf gespenstische Schatten an die hohen Wände des Krankenzimmers. Ein unzufriedenes Murren kam mir aus dem Dunkel entgegen, und bald konnte mein Blick etwa zehn Medizinleute unterscheiden, die den Wänden entlang auf dem Boden saßen und den Kranken beobachteten. Ich kehrte mich nicht an sie, ließ mich durch ihre giftigen Blicke und Bemerkungen auch nicht irre machen, sondern wandte mich an den todkranken Mann, der mich erkannte und sich über mein Kommen zu freuen schien. Auch ein Laie konnte sofort erkennen, daß der Ärmste eine schwere Lungenentzündung hatte und dringend einer rechten und geschickten Pflege bedurfte. Ich fragte ihn deshalb, ob er die Medikamente und die Pflege unserer Krankenschwester annehmen würde. Er lispelte, mit raschem und furchtsamem Blick auf seine Peiniger, ein kaum hörbares „Ja“. Die Antwort mußte aber von den Medizinleuten erwartet oder verstanden worden sein, denn eine nervöse Unruhe bemächtigte sich ihrer, und ich war froh, daß ihre Wut zur Ohnmacht verurteilt war. Unverzüglich ritt ich nach Hause, um unserer Krankenschwester Bericht zu erstatten. Sie machte sich auch sogleich auf den Weg. Sie wurde aber nicht vorgelassen, sondern bekam von den Frauen den Bescheid, die Medizinleute hätten den Kranken ins Haus der

Königin-Mutter gebracht, die seine Base sei. Im Königshofe, wohin die Schwester sofort ritt, war man sehr erstaunt über die Ausrede und versicherte, daß Sterbende niemals hergebracht würden, sondern im eigenen Gehöfte „den Weg ins Totenreich“ antreten müßten. Ein zweiter Versuch der Schwester, zum Sterbenden zu gelangen, hatte ein klägliches Ende. Die Türe wurde vor der Barmherzigkeit verrammelt, und der Kranke blieb den herzlosen und habgierigen Zauberern überlassen. Am Morgen des dritten Tages tönte von jenem Gehöfte her schauerlich und trostlos der dumpfe Schlag auf die Totentrommel über die Stadt und verkündete, daß der Kranke gestorben sei. Uns Missionsleuten legte sich die Todesbotschaft wie ein eiserner Ring um die Seele und wir fühlten mehr als je die finstere Macht des Heidentums.

8. Kapitel.

Die Missionsarbeit.

Die Anfänge der Missionsarbeit an der Küste liegen weit zurück. Es sind reichlich dreißig Jahre verflossen, seitdem die ersten Basler Missionare dort Pionierarbeit getan haben. Nur langsam wurden Brücken geschlagen zu den Stämmen, die in den Urwäldern verborgen leben, und noch mühsamer war das Erklimmen des Aufstieges zum hochgelegenen Grasland. Aber unentwegt geht der Missionar seinen Weg. Mit freudigem Mut dringt er in unbekannte Gegenden vor und hält das helle Licht des Evangeliums hoch, damit es das dunkle Heidentum vertreibe. Wo in Kamerun dieses helle Licht hingekommen ist, da ist auch vieles anders geworden. Die Menschen werden frei, die Sklaven der Sünde, des Lasters, des Aberglaubens werden fröhliche, gläubige Gotteskinder. Die Schwachen werden stark, und viele halten Stand im Kampfe des Lebens. Aber nicht nur der Missionar, der die frohe Botschaft bringt, findet den Weg in den Urwald Afrikas, sondern auch manche andere Europäer, und viele von diesen bringen nicht nur Gutes mit, denn die Kultur des weißen Mannes ist nicht rein und göttlich, sondern oft recht menschlich. Wir Missionsleute haben alle Ursache, unsere Pflegebefohlenen darauf aufmerksam zu machen, daß das Menschenherz, von Gott abgewendet, überall trübselig, verzagt, unrein und sündig ist, und daß eine große Gefahr darin liegt, sich einen Menschen zum Vorbild zu nehmen. Missionsarbeit ist doppelter

Kampf: Kampf gegen die Sünden des Heidentums und Kampf gegen die Sünden der Kultur, unter denen der Missionsarbeiter oft recht schwer zu seufzen hat. Aber schön ist der Missionsberuf doch und eine Gnade Gottes für den, der darin stehen darf.

Die Missionsarbeit in Bamum ist von Bali ausgegangen. Der Häuptling Garega von Bali hatte in den neunziger Jahren mit einem deutschen Offizier eine schöne und treue Freundschaft geschlossen, und sein Nachfolger Mfonjonge tat im Jahre 1903 den Missionaren der Basler Mission gern Tor und Türen auf. Das war ein fröhliches Schaffen damals in der alten Königsstadt. Das Alte, Göttliche und Neue machte auf den Häuptling und sein Völklein einen tiefen Eindruck, und scharenweise kamen die Leute zur Predigt und viele ließen sich taufen. Blühende Schulen waren die Freude der Missionare, und hoffnungsvoll schaute man in die Zukunft. Da kam der Umschlag. Das Christentum forderte zu viel von den in Sünden verstrickten Heiden. Das Alte war vielen zu rein, und mancher, der schon getauft war, sank ins Dunkel zurück. Der Häuptling wandte sich langsam von der Mission ab, doch gelangte er immer noch mit äußern Anliegen, Wünschen und Fragen an die Missionare. Nach der schweren Krisis, die manchem treuen Arbeiter beinahe das Herz brechen wollte, wendete sich die Sache wieder zum Bessern. Manchem Abtrünnigen schlug das Gewissen und er fand, nachdem er einmal die Freundlichkeit Gottes geschmeckt hatte, keine Befriedigung mehr im Heidentum. Mancher Schüler, der, von seinen Angehörigen zur Flucht aufgestachelt, die Missionschule verlassen hatte, kam reuig zurück und bat um Wiederaufnahme. In den letzten Jahren hatte Bali eine große Schule, und in der Christengemeinde waren ein paar Leute, auf die man sich verlassen konnte. Das ist eine Hauptsache. Einige starke Säulen tragen einen ganzen Bau.

In der ersten Zeit des Blühens und Gedeihens in Bali besuchten zwei junge Bامumleute, Ma und Ngin, die dortige Missionschule. Wie sie nach Bali gekommen waren, und warum sie sich dort aufhielten, ist nicht von Bedeutung; Gott bedient sich ja zur Ausbreitung seines Reiches oft der kleinsten und unscheinbarsten Vorkommnisse. Ma und Ngin brachten jeweilen ihre Ferien in ihrer Vaterstadt Fumban zu und erzählten da natürlich von dem Neuen, das drüben in Bali Einzug gehalten hatte. Wahrscheinlich legten sie auch Proben ihres Wissens ab. Kurz vorher, im Juli 1902, waren die ersten Europäer, zwei Regierungsbeamte, in Fumban gewesen und hatten den Häuptling und sein Volk durch ihre vielen Künste in Staunen versetzt. Und jetzt kamen von Bali herüber zwei junge Bامumleute und hatten von der „Weisheit der Europäer“ auch schon genippt. Das allein wäre schon genug gewesen, die weißen Lehrer auch nach Fumban zu bitten. Aber noch mehr: Ma und Ngin erzählten auch von der hingebenden Liebe, mit der sich die Missionare der Armen und Kranken annahmen, und von der Freundschaft, die den König von Bali mit ihnen verband. Da sehnten sich viele Elende, Arme und Kranke nach der Liebe der weißen Leute, und der König Nzoja wünschte sich die Freundschaft der Missionare. Aber die beiden Schüler wußten noch mehr zu berichten. Sie erzählten von einer neuen Lehre, die drüben in Bali verkündet werde und bereits Boden gefaßt habe. Von einer Lehre, die alte, grausame Sitten gründlich verwarf, die einen Gott der Liebe predigte und den Menschen neue, reine Gesetze und tiefen Frieden bringen wollte. Da mag auch in Fumban manches friedlos^e Herz höher geschlagen haben, und in manch armem, liebeleeren Leben mag der Wunsch wach geworden sein, diesen Gott der Liebe zu kennen und ein Kind des Friedens zu werden. So war nun auch in Fumban der Missionsarbeit der Boden zubereitet, und die Einladung des Häupt-

lings, die Missionare möchten in Fumban ihr Zelt aufschlagen, entsprach dem Wunsch eines ganzen Volkes.

Im Jahre 1906 wurde in Fumban der Kampf mit dem Heidentum aufgenommen. Es schien vorerst freilich kein Kampf zu sein, denn das Bamumvolk empfing die Missionare wie treue Freunde. Der Häuptling stellte ihnen großmütig einen gesund gelegenen, die Gegend beherrschenden und beinahe unbewohnten Hügel als Bauplatz zur Verfügung. Er schickte „seinen“ Baumeister mit vielen Sklaven hinauf und überwachte selbst den Bau der provisorischen Wohnung. Er nahm regen Anteil an allem, was die Missionare bewegte, und stand ihnen treulich bei mit Rat und Tat. Er selbst mit seinen Beamten war ihr Sprachlehrer und er erleichterte ihnen manches Schwere, das der Anfang jeder Missionstätigkeit naturgemäß mit sich bringt. Dadurch, daß Nzoja den Missionaren beim Studium der Bamumsprache und bei den Übersetzungen der biblischen Geschichten half, wurde er mit dem Christentum bekannt und war bald begeistert für die neue Lehre; das heißt, ihm wurde sofort klar, daß das Christentum von den Männern des Stammes zu viel fordere; aber er fand es ausgezeichnet für die Frauen und Töchter. Wer von ihnen der neuen Lehre zufließ, dem war ein schmaler Weg der Pflicht und der Tugend vorgezeichnet, und es konnte ja dem Häuptling und seinen Großen nur recht sein, wenn die Frauen des Stammes aus innerem Antrieb diesen schmalen Weg gingen und nicht mit Strafen, Schlägen und andern Gewaltmitteln zu Pflicht und guter Sitte gezwungen werden mußten. Aus diesem Grunde „befahl“ Nzoja vielen eigenen und fremden Frauen, wie auch seinen ältesten Töchtern, das Christentum anzunehmen und sich taufen zu lassen. Er konnte nicht ermessen, was aus einem solchen Zwang folgen mußte; er sah nur das Schöne und Gute der Sache und vermutete wohl, daß die Frauen die

neuen Wege ohne Murren und mit Zufriedenheit gehen würden. Es schien auch so. Die Frauen, denen die Annahme des Neuen befohlen war, kamen sehr gern auf die Missionsstation, besuchten den Taufunterricht mit großer Freude und gaben zu keinen Klagen Anlaß. Sie waren wie kleine Kinder, die sich willig führen lassen, die Hand ihrer Führer festhalten und nicht begehren, allein zu gehen. So wurden viele von ihnen nach dem Unterricht getauft. Dann kam das Leben wieder mit seinen Versuchungen und Kämpfen. Viele heidnische Mitfrauen verspotteten die getauften Schwestern, die sich Mühe gaben, treu zu sein. Das Laster stellte sich breit in den, von den jungen Christinnen betretenen, schmalen Weg und machte ihnen den Kampf recht schwer. Das eigene, ach so ungezähmte Blut schlug wie ein wildes Meer seine Wellen und riß die Schwachen hinunter in die Tiefe der Sünde und der Schuld. Viele von den Erstlingen der jungen Gemeinde fielen ab; manche blieben weg, ohne eine Erklärung abzugeben, und von manchen, die in der Gemeinde blieben, hatte man den Eindruck, daß sie innerlich ganz los von Gott seien. — Eine junge Christengemeinde ist wie ein Baum. Die Blüte ist prächtig, und das Herz des Arbeiters klopft hoch vor Freude in Erwartung einer großen Ernte. Die Blüten fallen ab, und mit Spannung erwartet man den Fruchtansatz. Aber viele der kleinen Früchte trocknen ein, andere werden vom Sturm heruntergeschlagen und wieder andere durch Hagelschlag vernichtet. Kleiner und kleiner werden die großen Hoffnungen des Baumbesizers. Aber wenn der Herbst auch geringe Ernte bringt, so freut er sich doch und hofft auf einen andern Herbst, der ihm vielleicht reichlichere Frucht seiner Arbeit bringen wird. So darf auch der Missionar bei den größten Enttäuschungen niemals mutlos werden. Er kennt die Gefahren, die den eingeborenen Christen drohen, er kennt die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben, und

er kennt auch die Charakterschwäche seiner Pflegebefohlenen. Daran muß der Arbeiter im Heidenlande festhalten: unser Gott ist größer als die Verhältnisse, stärker als die Sünde und umfängt mit unendlicher Liebe auch das schwächste und sündigste Menschenkind. Zur Freude und Aufmunterung des Missionars sind ja auch unter den Christen noch immer einige, die ihm Freude machen und auf die er sich verlassen kann.

So war es auch in Bamum nach der ersten Zeit der Begeisterung, des Rückfalls und der Ernüchterung. Es hatten sich, gleich am ersten Tauffest, auch einige junge, noch unverheiratete Männer taufen lassen, nicht etwa aus Zwang, sondern aus innerer Überzeugung. Sie hatten den Wunsch ausgesprochen, der Mission zu dienen, und wurden mit viel Hingebung und großer Treue die eigentlichen Missionare ihres Stammes. Sie kannten vor allem die Sprache des Volkes, die Sitten und Verhältnisse, und fanden überall Anknüpfungspunkte. Sie gehörten alle den vornehmen Ständen, ja teilweise der königlichen Familie an und wurden überall gern und mit Freuden aufgenommen. Sie waren jung, begabt und begriffen schnell, was für ein Segen das Christentum für ihr Volk sein mußte.

Hand in Hand mit dieser ersten Arbeit an den Erwachsenen ging die Gründung einer Missionschule. Von Bali war ja den Missionaren der Ruf der Weisheit schon nach Fumban vorangegangen, und sie fanden ein lernbegieriges Völklein vor. Die jungen Männer, die sich zur Taufe gemeldet hatten, waren die ersten, die sich auch zum Schulbesuch meldeten, und bald saßen sie recht wissensdurstig mitten unter den vielen kleinen, braunen Knaben, die Njosa der Mission zur Ausbildung übergeben hatte. Da wurde mit großem Eifer Lesen, Schreiben, Rechnen und biblische Geschichte getrieben, und auch die deutsche Sprache wurde in der neuen

Schule nicht vernachlässigt. Stolz und vieler Weisheit froh, trugen unsere Schuljungen die Köpfelein recht hoch, und die Väter schauten beinahe ehrfürchtig auf ihre Sprößlinge, die in kurzer Zeit so manches gelernt hatten, wovon man früher im entlegenen Hochland keine Ahnung gehabt hatte. So waren die ersten Anfänge der Missionsarbeit recht erfreulich, und getrost schaute man in die Zukunft.

Man hatte sich in Fumban gut eingelebt, war gern gesehen, hatte viel befriedigende Arbeit und dachte ernstlich daran, sich hier dauernd niederzulassen. Doch da war mit diesem Entschluß auch das Begehren nach einer soliden, gesunden und wetterfesten Wohnung da. Es wurde ein Missionsbaumeister nach Bamum berufen, und durch sein Kommen entstand ein ganz neuer Zweig der Arbeit und Missionstätigkeit. Der Baumeister mußte vor allem Eingeborene ausbilden, die ihm später beim Hausbau behilflich sein konnten. Er mußte in den weitabgelegenen Wäldern nach Bauholz suchen und Leute anlernen, die dann auch in Abwesenheit des europäischen Meisters selbständig Bäume fällen und Bretter und Balken schneiden konnten. Der Baumeister durchstreifte die Gegend und suchte einen Platz, wo der Boden lehmig war und das nötige Material zur Herstellung von Backsteinen und Ziegeln lieferte. Eine Anzahl Eingeborener wurde in der Kunst des Ziegelftreichens unterrichtet und fand dann später in der Missionsziegelei guten Verdienst. Auf dem Missionshügel selbst baute der Baumeister eine Werkstatt und unterrichtete da die intelligentesten Leute, die ihm vom Häuptling zu den Bauarbeiten übergeben worden waren. Diese Arbeiter waren meistens Sklaven, aber hier lebten sie wie „freie Männer“ unter der treuen Obhut des Missionsbaumeisters. Denn der „weiße Häuserbauer“ ist nicht nur der Lehrmeister seiner anvertrauten Schar, sondern er ist auch ihr Seelsorger und trachtet

danach, sie nicht nur zu tüchtigen Arbeitern, sondern auch zu neuen Menschen zu machen. Der Hausbau war für unser Völklein ein tägliches Wunder. Sie konnten es beinahe nicht verstehen, daß ein Mensch ein so feines, solides und schönes Werk schaffen könne. Der Häuptling kam täglich, bewunderte den Bau, beobachtete den Fortschritt der Arbeit, stieg waghalsig auf dem hohen Gerüst herum und entschloß sich, auch ein solches Haus für sich selbst zu bauen. Nun bekam der Missionsbaumeister königliche Lehrlinge zur Ausbildung und wurde später auch „königlicher Baurat.“ Dieses Verhältnis entwickelte sich mit den Jahren zu einer schönen Freundschaft zwischen dem schwarzen König und seinem weißen Baurat. Es kam die Zeit, wo der Häuptling nicht nur in baulichen Angelegenheiten den Rat des Missionsbaumeisters einholte, sondern wo er ihn zu seinem wirklichen und geheimen Rat machte, und dem Freund in schwerer Zeit sein ganzes Herz erschloß. Das ist eben das Feine an der Missionsarbeit, daß die Hilfe in äußern Dingen eine Brücke ist zum Herzen des Volkes, und daß dadurch das Vertrauen geweckt wird, dem Neger das Herz öffnet und ihn veranlaßt, auch in inneren Angelegenheiten den Rat und den Beistand der Missionare anzunehmen.

Aus diesem Grunde ist auch die Arbeit an Elenden und Kranken so überaus wichtig. Kranke Menschen sind viel empfänglicher als gesunde, und der Einfluß des Missionsarbeiters auf kranke, gebrechliche, arme oder sonst vom Unglück heimgesuchte Heiden ist ungleich größer, als der Einfluß, den er auf gesunde, kräftige und wohlhabende Leute hat. Deshalb wurde in Bamum auch bald die medizinische Tätigkeit in Angriff genommen. Und Arbeit gab es da in Hülle und Fülle. Es waren auch hier zumeist wieder Arme und Sklaven, die in ihren Leiden die Hilfe der Mission in Anspruch nahmen, Leute, die kein Geld an Zauberer oder Medizin-

leute zu verschwenden hatten. Zunächst mußte man sich darauf beschränken, denen zu helfen, die irgendwie schon mit der Mission Beziehungen hatten, den kranken Schülern und Taufbewerbern oder den Arbeitern des Baumeisters. Durch gute Erfolge bei der Behandlung böser Wunden erwarb sich die Mission immer mehr Vertrauen, und nach und nach sprach man in der Stadt von der Medizin der weißen Leute. Man ließ zuerst kleine Wunden verbinden und kleine Übel behandeln; aber bald brachte man auch Schwerkranken auf die Missionsstation. Ein kleiner Spital, einige Meter unterhalb unseres Hauses, nahm im Laufe der Zeit manchen Kranken auf, sah manchen Geheilten fröhlich von dannen ziehen und hat auch manchen Schmerzensschrei und manches Todesröcheln gehört. Die Kranken mit ihren oft schrecklichen Krankheiten haben die Zeit einer Schwester von früh bis spät in Anspruch genommen, und was sie auf ihren Gängen zu den Leidenden seelisch erlebte, wird nicht ausgesagt werden können.

Jeden Morgen ist Sprechstunde. Eine kurze Andacht im Hofe des Spitalchens gibt den Kranken Gelegenheit, auch über den Zustand ihrer Seelen ins Klare zu kommen. Dann werden Wunden gewaschen und verbunden, Untersuchungen vorgenommen, Medicinen verabreicht und gute Ratschläge erteilt. Abseits von den andern Kranken sitzen die Aussätzigen und warten auf die Behandlung ihrer bösen Geschwüre. Diese Ärmsten sind Jammergestalten, von denen man in der Heimat keine Ahnung hat. Ist die Krankheit vorgeschritten, so ist ihr Opfer zum fingerlosen Krüppel geworden und auf den eiternden, blutenden Füßen schleppt sich der Bedauernswerte mühselig vorwärts. Die Medizin kennt noch kein Mittel, um gründlich zu helfen; aber Pflegerin und Patient sind dankbar für Medicamente, die ein wenig Linderung verschaffen und unter deren Einfluß die schlimmen Wunden für eine Zeitlang sich schließen.

Alut auftretende Krankheiten und schwere Verletzungen erfordern rasche Hilfe, und die Krankenschwester muß sich oft entschließen, Eingriffe zu machen, die in der Heimat nur ein erfahrener Arzt vornehmen darf. In ganz verzweifelten Fällen steht ein junger Missionar ihr treulich bei. Er hat in Tübingen eine gute medizinische Ausbildung erhalten und kann es wagen, eine Operation zu machen. Operationstage sind für die ganze Mission Tage schwerer Sorge und ernstlichen Gebetes. Liegt doch das Leben des Patienten in der Hand des Missionars, und ist er doch verantwortlich für den Menschen, der sich ihm vertrauensvoll übergeben hat. Der Neger selbst nimmt, seinem Charakter entsprechend, einen solchen Fall nicht sehr schwer. Die erste große Operation war die Amputation eines ganz schlimmen Beines, das seinen Besitzer, einen Sklaven, jahrelang zu jeder Arbeit unfähig gemacht und ihm unsägliche Schmerzen verursacht hatte. Der Herr des Patienten und der König mit seinem Gefolge waren erschienen, um aus angemessener Entfernung den Verlauf der Operation zu beobachten. Ein Operationsaal fehlte natürlich, deshalb wurde der Patient auf die hintere Veranda unseres Wohnhauses gebracht und dort von seinem bösen Quälgeiste befreit. Da gab's für die hohen Zuschauer gar viel Neues zu sehen: daß eine Medizin einen Menschen zum Schlaf zwingen kann, das war in Bamum unerhört, und daß während der ganzen Operation der Kranke ruhig lag und keinen Laut von sich gab, konnten die Anwesenden auch nicht begreifen. Der Patient war heilfroh, als er sein schlimmes Bein los war und nach der Operation wieder schlafen konnte. Aber noch wichtiger war es ihm, daß der König zugegen gewesen war und sich um das Los eines armen Sklaven bekümmert hatte. Immer und immer kam wieder die Frage: „Ist's auch sicher wahr, daß der König draußen stand?“ Der Herr des Geheilten war weniger dankbar, als wir erwartet

hatten. Nachdem sein Sklave aus der Behandlung entlassen war, bat man den reichen und vornehmen Mann, der medizinischen Kasse ein wenig aufzuhelfen. Er, der in Krankheitsfällen an Zauberer und Medizinleute haufenweise Geld und Gut verschwendet hatte, zog nun, als Bezahlung für Operation, Verbandstoff und Unterhalt seines Sklaven fünf Pfennige hervor und meinte ernsthaft: „Für das Geld könnte mir die weiße Frau mein Festgewand noch waschen und bügeln.“ — Es ist dafür gesorgt, daß der Missionsarbeiter nicht stolz wird!

Schweren Kampf kämpft man oft mit der Gleichgültigkeit der Eingeborenen. Der Fall, den ich hier zur Bestätigung dieser Behauptung erzähle, ist typisch. Ich kam sehr oft in das große Gehöfte eines vornehmen Mannes. Viele Frauen und eine stattliche Kinder-schar belebten das schöne Besitztum. Eines Tages fiel mir unter den Kindern ein kleiner Junge auf, der über und über mit bösen Geschwüren bedeckt war. Ich gab seiner Mutter den Rat, das kranke Kind unverzüglich zur Behandlung auf die Missionsstation zu bringen. „Ich werde morgen kommen,“ sagte die Frau. Aber sie kam nicht. Jedesmal, wenn ich wieder in das Gehöfte kam, versprach sie, morgen ihr Kind zu bringen. Eines Tages nun, als ich den Hof des Besitztums wieder betrat, kam mir die Frau freudestrahlend entgegen, an der Hand führte sie ihren kleinen Jungen. Sie sagte: „Schau dir das Kind nur an. Mit schwarzer Medizin habe ich alle seine Wunden heilen können.“ Es war auch so. An den Rändern der verheilten Wunden klebten noch Spuren von Rotholz, Ruß, Erde und Ol. Der kleine Patient schien geheilt zu sein; aber o Schreck! Seine Augen sahen trübe aus und ein weißer Rand lag um die dunkle Regenbogenhaut des linken Auges. Ich machte die Mutter darauf aufmerksam und bat sie dringend, doch ja den Rat der weißen Medizinleute aufzusuchen. Ich hätte

viel drum gegeben, wenn ich die gleichgültige Mutter hätte zwingen können, uns ihr Kind zur Pflege zu überlassen, denn ich ahnte, daß die Frau nicht kommen werde. Wenn ich später wieder in das

Vornehmer Bamum.

Gehöfte kam, sah ich sie nicht mehr. Sie entzog sich mir. Auch der kleine Junge war unsichtbar geworden, und wenn ich bei andern Frauen des Gehöftes nach ihm fragte, dann bekam ich ausweichende

Antworten. So vergingen reichlich drei Monate. Da, eines Morgens erblicke ich unter den Patienten, die zur Sprechstunde kommen, auch die Frau mit ihrem kleinen, armen Jungen. Er ist stockblind! Seine Augen sind ganz trübe und weit geöffnet; aber kein Lichtstrahl fällt hinein. Nun soll, nachdem die Zauberer alles verdorben haben, die weiße Medizin wieder gut machen. Es ist unmöglich. Man sagt das der Mutter. Sie schreit laut. Sie schimpft auf die Missionare, die unfähig seien, etwas Gutes zu tun. Sie wird zur Bestie und ihre Wut kennt keine Grenzen mehr. Alle und alles klagt sie an, nur daran denkt sie nicht, den Fehler bei sich selbst zu suchen. Arme Mutter, armes, armes Kind!

Ein anderer, überaus wichtiger Arbeitszweig ist die Schularbeit. Krankenpflege ist Hilfe für die Gegenwart; aber die Erziehung der Heidenkinder soll für spätere Generationen einen guten Grund legen und in Zukunft dem Neger den Lebenskampf erleichtern. Es war in Fumban, wie schon gesagt, nie schwer gewesen, eine Schule zu beginnen, denn Nzoja, der Häuptling, hatte gleich von Anfang an den „Schulzwang“ mit festem Willen gehandhabt und dafür gesorgt, daß die Schulhäuschen sich füllten. Was etwa zu bekämpfen war, kam von anderer Seite. Die freiheitgewohnte Jugend hatte wohl, begeistert für das Neue, zuerst die Schule regelmäßig besucht, sie aber bald als einen Zwang empfunden und, unbekümmert um den Tadel des Lehrers, ihrem Freiheitsdrang einfach nachgegeben. Die Kinder wußten eben auch noch nicht, daß sie für sich selber lernten und mußten zuerst zum Pflichtgefühl erzogen werden. Die jungen Männer aber, die sich zur Taufe gemeldet hatten und in die Schule eingetreten waren, kamen rasch vorwärts. Nach einigen Jahren schon konnten sie als Hilfslehrer in den Unter- klassen Verwendung finden und leisteten als Sprachgehilfen den Missionaren ausgezeichnete Dienste. Schularbeit ist die hoffnungs-

reichste Missionsarbeit. Die Erwachsenen, die in heidnischer Sitte und Unsitte groß geworden sind, lassen nur schwer davon. Das ist leicht verständlich, denn wer davon läßt, nimmt einen schweren Kampf auf mit den alten Sitten und Gebräuchen, mit den Angehörigen und mit den Freunden. Die Jugend hat es leichter. Schritt für Schritt wird sie in das Neue hineingeführt und langsam und mit Schonung vom Alten befreit. So wachsen unsere Kinder in eine neue Zeit hinein, und der Kampf mit dem Heidentum wird ihnen einmal leichter werden, als der jetzigen Generation. Unsere Jugend in Bamum ist intelligent und fröhlich. So ursprünglich sind die Fragen und Antworten des Negerkinds, so ganz ohne die europäische Geschliffenheit.

Der Unterricht verläuft ähnlich, wie in einer heimatlichen Schule, und jeweilen um Weihnachten herum nimmt ein Regierungsbeamter die Schulprüfung ab. Wir haben in Fumban nur Tagesschulen und keine Internate. Das hat, wie alles, seine zwei Seiten. Im Internat ist das Kind beständig unter dem Einfluß des Erziehers, wird zu regelmäßiger Arbeit angehalten, kann keine eigenen Wege gehen, und gewöhnt sich an eine gute Ordnung. Aber leicht können da die heidnischen Eltern auf den Gedanken kommen, man wolle ihnen die Kinder entziehen und ihre kleinen Arbeitskräfte für sich selber in Anspruch nehmen. Zudem sind gerade die Schüler unsere besten Missionare in ihren väterlichen Gehöften. Sie erzählen zu Hause, was sie in der Schule gehört haben. Sie singen die Lieder, die sie in der Schule gelernt haben. Wer kann da ermessen, wieviel Missionsarbeit so getan wird. Ein verbitterter Sklave hört das Kind seines Herrn fröhlich singen: „Gott ist die Liebe.“ Der Arme hebt fragend das Haupt und läßt die ganze innige Schlichtheit des kleinen Liedes auf seine wundete Seele wie Balsam wirken. Mütterlein ist recht bedrückt und weiß

vor lauter Sorgen nicht wo aus und ein. Der kleine Junge kommt strahlend aus der Schule und singt frisch, wie ein liebes Vögelein: „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, wo dein Fuß gehen kann!“ Das Lied ist ein Trost für die sorgenvolle Mutter und wird vielleicht der Anstoß, daß die Frau den Lenker der Naturgewalten auch zum Führer ihres kleinen Lebens macht.

Bald nachdem in Fumban die Knabenschule im Gang war, dachte man daran, auch die Mädchen zu sammeln und zu unterrichten. Der König war mit diesem Plan sofort einverstanden und übergab der Mission mit seinen eigenen Töchtern diejenigen seiner nächsten Verwandten, seiner Brüder und Schwestern. So wurde, ohne unsern Willen, die Mädchenschule zur vornehmen Standesschule und blieb leider bis heute für das Kind des geringen Mannes verschlossen. Die Mädchen wurden hauptsächlich in Handarbeiten, biblischer Geschichte und den Realfächern unterrichtet, und man erzielte sehr schöne Erfolge. Nur hätte bei der Lehrerin oft, wenn sie ehemalige Schülerinnen nach ihrer Verheiratung besuchte, das Gefühl entstehen können, als sei der wissenschaftliche Unterricht an unserer weiblichen Jugend etwas verfrüht. Die junge Frau treibt nämlich nichts mehr von den „höheren Künsten“ der Missionsschule. Aber der Missionsarbeiter muß in die Zukunft blicken. Die kommende Generation wird so doch erzogene Mütter haben, und das Kind der ehemaligen Schülerin wird sicherlich beim Mütterlein viel Verständnis finden, wenn es einmal selbst die Missionsschule besucht. Und wer weiß, am Ende holt die Mutter ihrem Kinde zulieb das längst verstaubte Schulbuch wieder hervor, und die zwei „studieren“ zusammen. Es ist in der Missionsarbeit alles Saat auf Hoffnung, und der Missionar wird bei den mancherlei Enttäuschungen der Gegenwart die Erfolge seiner treuen Arbeit in der Zukunft suchen müssen.

Hand in Hand mit der Arbeit an der Schule geht für den Missionsarbeiter das Studium der schweren Landessprache. Die Kinder sind die besten Sprachlehrer und freuen sich, wenn sie dem Schulmeister auch einmal was „am Zeuge flicken“ dürfen und ihn aufmerksam machen können auf Fehler, die er beim Sprechen macht. Daneben hat man die eingeborenen Sprachlehrer, die, selber Schüler, schon gut wissen, worum es sich beim Erlernen einer Sprache hauptsächlich handelt. Man kann Fragen stellen und bekommt von den jungen Leuten befriedigende Antworten. Der Baumeister, die Krankenschwester und die Lehrer haben neben all der Arbeit natürlich nicht genügend Zeit, der Sprache ganz auf den Grund zu kommen, oder eine kleine Literatur zu schaffen. Deshalb wird auf jeder neuen Hauptstation ein sprachbegabter Missionar mit der Aufgabe betraut, die Sprache zu erforschen, ein Wörterverzeichnis anzulegen, grammatikalische Regeln festzuhalten, Schulbücher herzustellen und wichtige Übersetzungen vorzunehmen. Überaus interessant, aber auch überaus anstrengend und ermüdend ist die Arbeit des Literaten. Stunden-, ja tagelang geht er oft einem einzigen Wörtlein nach, bis er weiß, woher es stammt, wohin es gehört und was es sagen will. In Bamum ist die Aussprache eines Wortes oft sehr verschieden, je nach dem Stadtteil, aus dem der Sprecher stammt. Da läßt der Sprachforscher viele Leute zu sich kommen und sich von jedem das Wörtlein unzählige Male vorsagen, bis er Aussprache und Tonfall festhält. Über grammatikalische Regeln gibt sich der Neger keine Rechenschaft: „Man sagt eben so!“ ist seine ständige Antwort, und doch ist auch seine Sprache nach festen Gesetzen wundervoll aufgebaut, die der studierende Missionar festhält und die ihm das Sprachstudium erleichtern. Eine kleine Druckerei, von einem jungen Missionar bedient, gibt die Arbeit des fleißigen Forschers schwarz auf weiß wieder.

So hat jeder Arbeiter sein begrenztes Gebiet, in dem er nach Herzenslust schalten und walten kann; aber die kleine Christengemeinde gehört allen zusammen. Sie ist der Augapfel der Missionare, und von ihrem Wohlergehen hängt auch dasjenige ihrer Führer ab. Die kleine Gemeinde in Fumban bietet jetzt ein ganz anderes Bild, als am Anfang der Missionstätigkeit in jener Stadt. Damals war alles Begeisterung, und kindische Neugierde trieb die Leute, die neue Lehre anzunehmen. Die meisten jener ersten Christen sind abgefallen. Viele der jungen Christen, die jetzt unser Gemeindlein zieren, sind aus der Missionschule hervorgegangen. Dort ist der Boden zubereitet und die Saat gesäet worden. Manches Weiblein, das den Christennamen trägt, ist tief unglücklich gewesen über die Sünde seines Lebens und hat sich in rechter Buße zu Gott gewendet; für manche Frau ist die Christengemeinde auch der Vergungsort geworden, wo sie sich heimisch fühlt und wo sie gerne weilt. Einige christliche Ehepaare geben den Stammesgenossen ein gutes Beispiel und sind die Freude der Missionare. Die Christen, die nicht an irgendeinen Menschen gebunden waren, haben ihre Hüttlein im Schatten des Missionshügels errichtet und wohnen nun ganz nahe bei ihren Lehrern. So sind sie schnell im Missionshaus, wenn sie Rat oder Hilfe brauchen, und auch schnell herbeizurufen, wenn man von ihnen eine Hilfeleistung haben möchte. Eine tägliche Abendandacht vereinigt das Völklein im kleinen Gemeindehaus und stärkt immer wieder das Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Die getauften Frauen, die bei ihren heidnischen Männern wohnen, werden regelmäßig besucht und bleiben in steter Fühlung mit der Missionsstation. Durch die Besuche, die man bei den Frauen in der Stadt macht, kommt man auch mit ihren heidnischen Mitschwestern in Berührung. Neugierig, wie der Neger nun einmal ist, machen sich die ungetauften Frauen auch herzu, wenn man die

Christinnen um sich versammelt. So hören sie die Lieder, die gesungen, die biblischen Geschichten, die erzählt und die Lehren, die daraus gezogen werden. Das kann ein Sämlein sein, das zu seiner Zeit aufgeht. Die Missionarin geht aber mit Vorliebe auch in solche Gehöfte, wo das Christentum noch nicht Eingang gefunden hat, nur muß sie dann jaweilen, bevor sie zu den Frauen spricht, sich die Erlaubnis vom Herrn des Besitztums geben lassen. Das ist gewöhnlich nicht schwer, denn europäischer Besuch ist überall gerne gesehen. Auch gibt es viele Männer, die es gerne haben, wenn man ihre Frauen mit dem Christentum bekannt macht. Nur einmal ist's mir begegnet, daß mir vom Herrn des Gehöftes verboten wurde, zu seinen Frauen zu sprechen. Das war bei einem Königsvater, einem ältern und altmodischen Mann, der alles tut, um dem Neuen den Eingang ins Land zu verwehren. Beim König stößt er da oft auf Widerstand; aber in seinem Gehöfte, wo er sich von niemandem dreinreden lassen muß, will er die alten Sitten und Gebräuche rein erhalten. So ist er mit den Seinen beinahe sprichwörtlich geworden, und sein Gehöfte ist eine Hochburg des alten Heidentums.

Zu den schwersten Tagen für den Missionsarbeiter gehören diejenigen, in denen ein Glied von der Gemeinde sich loslöst und ins Heidentum zurücksinkt. Und wenn der Rückfällige erst noch zu denen zählte, auf die man sich verlassen zu können glaubte, dann wird's für die Missionare so schwer, ruhig zu bleiben und weiter fröhlich und mutig die Arbeit zu tun. Ich denke da besonders an einen jungen Mann unserer Gemeinde, der ausgeschlossen werden mußte. Johanne Nzoja war ein Jüngling wie der im Evangelium: begabt, reich, lebenswürdig und aufrichtig. Frühe schon war er, mit einigen Frauen seines Bruders, mit dem Christentum bekannt geworden. Nach seiner Taufe war er unsere

Freude. Mit keinem der andern jungen Leute ließ sich reden, wie mit Johanne. Ohne es zu wollen, nahm er bald unter den eingebornen Glaubensgenossen eine führende Stellung ein. Da wurde der König aufmerksam auf den intelligenten Jüngling und zog ihn an seinen Hof. Er wurde königlicher Geheimschreiber. Sein Amt verwaltete er zur Zufriedenheit, und oft ruhten die Augen des Fürsten wohlgefällig auf dem fleißigen Schreiber. Johanne hatte sich unterdessen verheiratet und schien in jeder Beziehung dem Christentum Ehre zu machen. Da kam ein großes Fest. Die treuen Beamten sollten, zum Dank für ihre Dienste, öffentlich gelobt und beschenkt werden. Man sprach in der ganzen Stadt davon und jedermann wußte, daß in des Königs Besitz zahlreiche junge Mädchen waren, die am großen Festtag als Bräute in die Häuser der Beamten geführt werden sollten. Für Johanne Nzoja, den Geheimschreiber, waren zwei Mädchen bestimmt. Als Christ mußte er das königliche Geschenk ablehnen. Wir sagten ihm das. Sein Gewissen hatte es ihm schon gesagt. Der arme junge Mann kam in einen furchtbaren Zwiespalt. Bei einem Besuch, den ich ihm in jenen Tagen machte, weinte er wie ein Kind. Er suchte einen Ausweg und fand ihn nicht, denn der gerade Weg des Verzichtes war ihm zu schwer; auch fürchtete er sich vor dem Unwillen des Häuptlings. Er nahm die zwei Frauen an und wurde ausgeschlossen. Glücklicherweise war er nicht. Die eine der Frauen brach die Ehe und verließ ihn bald. Sonntag für Sonntag begleitete Johanne, der Schreiber, seinen Häuptling zur kleinen Kirche. Mir kam er da immer vor, wie ein Heimatloser. Er hat uns allen furchtbar leid getan. Doch ist's ein Trost, zu wissen, daß der Vater nach seinem weggelaufenen Sohne Ausschau hält. Will's Gott, findet Johanne Nzoja den Heimweg wieder.

Das Bamumland ist ein großes Land und weit, weit verstreut in Wäldern und an Flußläufen liegen die dazugehörigen

Ansiedelungen. Die Bewohner dieser Dörflein und Weiler kommen selten oder nie in die Residenz. Viele kennen ihren Häuptling nur vom Hörensagen, und die meisten ahnen nichts von dem Neuen,

Johanne Nzoja.

das in der Hauptstadt vor sich geht. Sie sind abgeschlossen von Kultur und Zivilisation und leben ein kleines, stumpfes, beinahe wunschloses Leben. Die Missionare haben es sich zur Aufgabe

gemacht, auch diese Menschen zu erreichen. Man hat sogenannte „Außenschulen“ eingerichtet, die unter der Leitung eingeborener Lehrer und unter der Oberaufsicht der Missionare stehen. Ab und zu werden die Schulen besichtigt, und der Missionar benützt die Gelegenheit, auch den Eltern dieser Landschüler etwas zu bieten an unvergänglichen Werten.

Oft werden auch Predigtreisen unternommen, Reisen, die für den Missionar ermüdend, aber doch von unschätzbarem Wert sind. Der Literat ist ein Stubenhocker und es tut ihm recht gut, wenn er sich hin und wieder zu einer solchen Reise entschließt. Abgesehen davon, was er den weltabgeschiedenen Leuten an froher Botschaft bringt, ist Reisezeit auch für ihn „Erntezeit.“ Er hat sein Notizbuch bei sich. Er hört viele neue Wörter, er sieht neue Menschen, neue Sitten und Gebräuche und sammelt neue Erfahrungen.

Wie ein brausender Sturm ist der Weltkrieg auch über die Missionsfelder gegangen. Die Arbeiter mußten ihre Arbeit niederlegen, und die sprossende Saat ist wohl zu einem großen Teil vernichtet worden.

Aber wir hoffen, daß, wenn das Unwetter vorübergezogen ist, sich mancher Halm wieder erheben und der Sonne des Friedens und der Gerechtigkeit entgegenwachsen wird. Und trotz aller Zerstörung halten wir fest an der Verheißung des Propheten Hesekiel, wenn er sagt: „Und die Heiden, so um euch her überbleiben, sollen erfahren, daß ich der Herr bin, der da bauet, was zerrissen ist, und pflanzet, was verheeret ist. Ich, der Herr, sage es und tue es auch!“

#45
30

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES

3 9088 00664 2664